

UC-NRLF
$B 162 308
912
F529
Digitized by Google


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Drei Studien

zur

englischen Litteraturgeschichte.

Von

Th. A. Fischer,
Mitglied der Carlyle- und Ruskin-Society;
Verfasser des „Lebens Carlyles"; Übersetzer des „Sartor Resartus" u. s. w.
und „German Examiner to the Intermediate Board of Education, Ireland".



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1892.

Drei Studien

zur

englischen Litteraturgeschichte.

Drei Studien

zur

englischen Litteraturgeschichte.

Von

Th. A. Fischer,

Mitglied der Carlyle- und Ruskin-Society;
Verfasser des „Lebens Carlyles“; Übersetzer des „Sartor Resartus“ u. s. w.
und „German Examiner to the Intermediate Board of Education, Ireland“.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1892.

Dedicated

to

Edward Dowden, M. A.

Professor of English Literature

at the University of

Dublin

as a token

of

sincere esteem and gratitude.

Inhalt.

Roger Ascham.

Eine Studie aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth.

Unter den zahlreichen Sternen zweiter Größe am strahlenden Dichterhimmel der Königin Elisabeth von England befindet sich einer, der durch seinen milden, steten Glanz unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht und unseres Studiums ganz besonders wert ist. Roger Ascham war ein Schriftsteller, der sich nicht durch die Abenteuer eines wild bewegten Lebens, nicht durch den epochemachenden Charakter seiner Schriften, nicht durch die Macht und den Glanz seiner gesellschaftlichen Stellung Ruhm bei seinen Zeitgenossen und ein unvergängliches Andenken bei der Nachwelt erwarb. Weder in seinem Leben noch in seinen Schriften entdecken wir eine Spur von jenem blitzartigen, phänomenalen Aufleuchten, gefolgt von oft ebenso blitzartigem Verschwinden, wie das so manche seiner Zeitgenossen kennzeichnet. Und doch verdient er durch ganz besondere Eigenschaften des Charakters als Mensch und als Schriftsteller ein gleich dankbares Andenken bei der Nachwelt, wie wir es den bedeutenderen Erscheinungen jener Litteraturperiode längst haben zuteil werden lassen.

Was zunächst sein Leben anbetrifft, so wurde Roger Ascham im Jahre 1515 zu Kirby Wiske, einem Dorfe in der Nähe von Northallerton in Yorkshire geboren. Sein Vater war Verwalter im Hause eines gewissen Lord Scroop. Die ganz besondere Eigenschaft eines geborenen Yorkshiremannes liegt in einer gewissen, urwüchsigen Kraft und Derbheit, etwa wie die, welche wir einem Pommern oder Mecklenburger zuschreiben. Ascham teilt diese Eigenschaft nicht. Seine Gesundheit war und blieb stets zart; seine Manieren waren freundlich und ritterlich, sein Gemüt weich und sein ganzes Wesen bescheiden und vorsichtig.

Fünfzehn Jahre alt wurde er auf Kosten eines Herrn Anthony Wingfield im St. Johns College, Cambridge, als Student eingeschrieben.

Die Studienjahre des jungen Roger fielen in eine bewegte Zeit, die sich in den Mittelpunkten akademischer Gelehrsamkeit doppelt fühlbar machte. Die Eroberung Konstantinopels und die darauf folgende Ausbreitung griechischer Bildung über ganz Europa durch die vertriebenen griechischen Gelehrten; die neue Lehre der Reformation, die, wenn auch noch nicht in England anerkannt, doch die Gemüter derer, die nach der Wahrheit strebten, mächtig erregte; die größere Zugänglichkeit der geistigen Errungenschaften der alten Zeit durch die Buchdruckerkunst: Alles vereinte sich, um dem Studium eines lernbegierigen Jünglings neue, ungeahnte Bahnen zu eröffnen und die Charakterfestigkeit selbst von Männern reiferen Alters auf die Probe zu stellen.

Dazu kamen noch eigentümliche, lokale Verhältnisse. Eifersüchteleien zwischen Studenten und Professoren aus dem Norden und aus dem Süden des Königreiches, die dann und wann, einer „schlagfertigen" Zeit gemäß, in Schlimmeres als bloßes Wortgefecht ausgeartet sein mögen, waren hier sowohl wie in Oxford an der Tagesordnung [1]). Schließlich hatte auch ein Streit über die Aussprache des Griechischen die gelehrte Welt der Universität in zwei Heereslager gespalten.

In diese bewegten Verhältnisse wurde nun der junge, kaum dem Hauslehrer entwachsene Ascham hineinversetzt. Es gereicht ihm zum höchsten Lobe, daß er sich durch dieselben siegreich hindurcharbeitete und in stiller Arbeitsamkeit den Gefahren entging, denen thatkräftigere und ehrgeizigere Naturen ausgesetzt waren.

Das Studium des Griechischen beschäftigte den jungen Studenten vornehmlich. Angeregt durch seine Lehrer Pember und Cheke, die Begründer des Studiums des Griechischen in Cambridge, begann er, dem alten Worte docendo discimus gemäß, frühzeitig Knaben jüngeren Alters zu unterrichten. Im Februar des Jahres 1534 bestand er sein philosophisches Baccalaureatsexamen. Einige Monate später wurde er zum Mitglied des

---

1) Bennet, Life of R. Ascham (1761).

Kollegiums von St. John erwählt und dadurch in den Stand gesetzt, seine Studien von nun an selbständig fortzusetzen, d. h. ohne von Wingfields Unterstützung fernerhin abhängig sein zu müssen. Er selbst sagt über diesen Wendepunkt seines Lebens [1]):

„Dr. Nicolas Medcalfe, jener verehrungswürdige Mann, war Rektor von St. Johns College, als ich nach Cambridge kam. Er selbst besaß nur geringe Gelehrsamkeit, dabei aber einen inneren Trieb, die Gelehrsamkeit in anderen zu befördern. Als er sein Amt antrat, verausgabte das College kaum zweihundert Mark [2]) im Jahr; als er es niederlegte, über eintausend Mark. Diese Summen schaffte er nicht aus eigenem Vermögen herbei, sondern lediglich durch sein kluges Benehmen; nicht als ein verzinsbares Anlehen, sondern als einen durch ihn übermittelten, freiwilligen Beitrag eifriger Gönner und Freunde gelehrten Studiums. . . . Dr. Medcalfe war durchaus unparteiisch: ein Leiter des Ganzen und ein Vater jedes einzelnen. Keiner war so arm, daß er dort, d. h. in Cambridge, falls er nur einen guten Charakter und Lernbegierde an den Tag legte, hätte darben müssen." „Ich selbst kann bezeugen", fährt Ascham fort, „daß sehr, sehr oft Geld in das Studierzimmer junger Leute gebracht wurde, von Leuten, die unbekannt blieben. Medcalfe war ein Katholik; aber gebe Gott, daß ich unter uns Protestanten auch nur ein einziges Mal einen sähe, der wegen seiner Verdienste um die Beförderung gelehrter Studien gleichen Ruhmes würdig gewesen wäre. Und doch, wenn ein junger Student sich der sogenannten neuen Lehre zuneigte, dabei aber zugleich sich durch Scharfsinn, Fleiß und Begabung auszeichnete, ließ er es, obschon selbst ein Katholik, weder an öffentlichem Lobe zu seiner Ermunterung fehlen noch an heimlicher Unterstützung zu seinem Fortkommen. . . . Als ein neugebackener Baccalaureus, dem Alter nach noch ein Knabe, redete ich einmal unter Freunden zufällig gegen den Papst. Das geschah zur selben Zeit, als ich mich um die Mitgliedschaft des Kollegiums beworben hatte. Meine Äußerungen wurden Medcalfe hinterbracht, und ich wurde vor ihn und die seniores beschieden. Nach einem

1) The Scholo Master, 2d book, p. 314 ff.

2) Eine Mark in damaliger Zeit war etwa 13—14 deutsche Mark wert.

ernsten Tadel und leichter Strafe wurden alle Mitglieder des Kollegiums öffentlich gewarnt, mir bei der bevorstehenden Wahl ihre Stimme zu geben. Trotz aller öffentlichen Drohungen aber bemühte sich mein väterlicher Freund im stillen, mir dennoch die Stelle zu verschaffen. Als die Wahl sich zu meinen Gunsten entschieden hatte, gab er sich wieder das Ansehen, als sei er mit dem Resultat unzufrieden. — So wurde mir jener Tag durch Gottes Güte und jenes guten Mannes Vermittelung ein neuer dies natalis."

Aschams Ruhm als gelehrter Kenner des griechischen Altertums begann nun zu wachsen. Zu gleicher Zeit war er berühmt wegen seiner schönen Schrift und seines eleganten lateinischen Stiles. Gleichfalls in die früheren Jahre seines Universitätsstudiums fällt die vom Kanzler verhinderte Disputation über die Messe auf Grund der Heiligen Schrift [1]). Im Jahre 1537 wurde er in seinem einundzwanzigsten Jahre Magister artium und begann bald darauf seine Vorlesungen. Eine eigentliche Professur für das Griechische existierte damals in Cambridge nicht. Ascham wurde deshalb von Universitäts wegen zum Honorarprofessor gemacht. Außerdem fiel ihm die Aufgabe zu, die öffentlichen Sendschreiben der Universität abzufassen und zahlreichen Schülern Privatunterricht zu erteilen. Seine freie Zeit verbrachte er, um seiner schwachen Gesundheit willen, meistens mit körperlichen Übungen. Besonders liebte er das Bogenschießen. Vielen erschien dies als eine unnütze Zeitverschwendung, und Ascham veröffentlichte daher im Jahre 1544 zu seiner Rechtfertigung seine englische Abhandlung „Toxophilus" oder „The Schole or Partitions of Shooting". Der Zusatz auf dem Titelblatte: „Pleasaunt for all Gentlemen and Yomen of England. For their pastime to reade, and profitable for their use to folowe both in warre and peace" [2]) versetzt uns in eine Zeit zurück, wo der Gebrauch der Feuerwaffen noch durchaus nicht allgemein war, und der historische englische Bogen, der zu so manchem Siege verholfen hatte, nur langsam der neuen,

---

1) Strype, Life of Cheke II. Life of Cranmer, p. 233, 792.

2) „Interessant zu lesen für alle Herren und Schützen Englands zu ihrem Vergnügen und nützlich zum Gebrauch in Krieg und Frieden."

schwerfälligen und unsicheren Muskete wich [1]. Ascham hatte aber noch einen anderen Grund zur Veröffentlichung dieses Buches. Er wünschte sehnlichst, die Pflanzstätten klassischer Gelehrsamkeit in Frankreich und Deutschland kennen zu lernen. Zu einer solchen Reise aber fehlten ihm die Mittel, und er hoffte, dadurch, daß er seinen „Toxophilus" dem König Heinrich widmete, von diesem die zur Ausführung seines Planes nötige Summe zu erlangen. Seine Hoffnung täuschte ihn nicht: Heinrich belohnte den Verfasser mit einer jährlichen Pension von zehn Pfund. Die Reise nach Deutschland sollte sich jedoch erst sechs Jahre später verwirklichen und zwar unter ganz veränderten Umständen. Mittlerweile stieg Aschams Glücksstern noch höher. In dem gleichen Jahre, in dem er die königliche Pension zugesagt erhielt, wurde er, nachdem Sir John Cheke zur Erziehung des Prinzen Eduard nach London gegangen war, an seiner Stelle zum Redner der Universität gewählt. Zu seinen Schülern gehörten jetzt die Vornehmsten des Landes, und zwar, damaliger Mode gemäß, Damen sowohl als Herren. Unter anderen wurde die spätere Königin Elisabeth seine Schülerin und zeichnete sich durch großen Eifer im Lernen aus. Zuerst unterrichtete er dieselbe im Schreiben, später, nach dem Tode Grindals, seines Schülers, auch im Griechischen (1548). Der Grund, warum er nach zweijährigem Unterricht plötzlich ohne Zustimmung der Prinzessin seinen Posten aufgab und nach Cambridge zurückkehrte, ist nicht mit Genauigkeit anzugeben. Keinenfalls zog er sich durch diesen übereilten Schritt auf die Länge die Ungnade Elisabeths zu, denn wir sehen ihn später, nach der Thronbesteigung derselben, wieder regelmäßig mit dem Unterrichte der Königin bei Hofe beschäftigt [2].

Von Cambridge aus besuchte er in demselben Jahre (1550) seine Heimat Yorkshire; und hier erreichte ihn auch die Nachricht, daß er infolge der Bemühungen Chekes zum Sekretär Sir

1) Noch im Jahre 1613 suchte Sir John Hayward in seiner Geschichte dreier Normannenkönige („Three Norman Kings") die Überlegenheit des Bogens als Waffe darzulegen.

2) Vgl. auch Aschams Brief vom 7. Januar 1551 an Martin Bucer, woraus hervorgeht, daß der letztere um seine Vermittelung in der obigen Angelegenheit ersucht wurde, dieselbe aber verweigerte.

Richard Morisines, der als Gesandter nach Deutschland zu reisen im Begriff stand, bestimmt war. Auf seiner Rückreise nach London stattete er jenen merkwürdigen Besuch bei Lady Jane Grey [1]) ab, von dem er in seinem „Schole Master“ erzählt:

„Ehe ich nach Deutschland ging“, heißt es dort [2]), „reiste ich nach Brodegate in der Grafschaft Leicester, um mich von Lady Grey, der ich überaus viel verdankte, zu verabschieden. Ihre Eltern, der Herzog und die Herzogin mit dem gesamten Hofstaat, Damen und Herren, jagten im Park. Sie selbst traf ich in ihrem Zimmer mit der Lektüre des Phädo von Plato im Original beschäftigt, und zwar fand sie so viel Gefallen daran, wie andere an einer heiteren Geschichte des Boccaccio. Nachdem ich sie begrüßt und meine Reverenzen gemacht, fragte ich sie unter anderem, warum sie auf ein solches Vergnügen wie die Jagd im Park verzichte. Sie antwortete mir lächelnd: ‚Glauben Sie mir, all ihr Zeitvertreib im Parke ist nur ein Schatten im Vergleich zu dem Vergnügen, das mir Plato gewährt. Ach, die guten Leute haben niemals empfunden, was wahres Vergnügen bedeutet.‘ ‚Und wie kamen Sie, mein Fräulein‘, erwiderte ich, ‚zu dieser tiefen Erkenntnis, und was hat Sie hauptsächlich angezogen, da doch wenig Damen und sehr wenige Herren sich dieselbe angeeignet haben?‘ ‚Das will ich Ihnen sagen‘, antwortete sie, ‚und Sie werden sich vielleicht über die Umstände wundern. Eine der größten Wohlthaten, die Gott mir je zuteil werden ließ, ist die, daß er mir so strenge und heftige Eltern und einen so freundlichen Lehrer gab. Denn wenn ich vor meinem Vater oder vor meiner Mutter rede oder schweige, sitze, stehe oder gehe, esse oder trinke, fröhlich bin oder traurig, nähe, spiele oder tanze, oder sonst etwas thue: es muß alles mit solchem Takt, Maß und Gewicht (so zu sagen) geschehen, ja, so vollkommen, wie Gott die Welt erschaffen hat, oder man weist mich sofort derbe zurecht, droht mir auf das Heftigste, ja, mißhandelt mich so maßlos mit

1) Die unglückliche, aus der Geschichte bekannte, später hingerichtete Königin von zehn Tagen.

2) Schole Master (Bennet) S. 222 ff. Auch in einem Briefe an Johannes Sturm in Straßburg erwähnt Ascham dieses Besuches.

Kniffen, Schlägen und Stößen und anderen Strafen, die ich um der Ehrerbietung willen, die ich meinen Eltern schuldig bin, nicht nennen will, daß ich manchmal glaube, ich sei in der Hölle; bis es Zeit ist, zu Herrn Elmer [1]) zu gehen, der mich so nachsichtig, freundlich und anregend unterrichtet, daß mir die Zeit wie im Fluge vergeht. Und wenn man mich von ihm wegruft, so fange ich an zu weinen, weil alles, was ich sonst beginne, außer meinen Lehrstunden, für mich voller Kummer, Unruhe und Furcht und mir ganz und gar widerwärtig ist. Auf diese Weise gewährt mir mein Buch so viel und täglich mehr Vergnügen, daß mir im Vergleich damit alle anderen Vergnügungen in der That nur geringfügig und lästig erscheinen.'"

Das war das letzte Mal, daß Ascham die schöne, unglückliche Lady Jane sah. Kurz darauf befand er sich mit Morisine [2]) auf seiner Reise nach Deutschland, während sie, einige Jahre später dem Ehrgeiz ihres ränkevollen Vaters, der nach dem Tode König Eduards VI. für sie seine Hand nach der Krone Englands ausstreckte, zum Opfer fiel (1554). Von dieser dreijährigen Reise nach Deutschland an den Hof Kaiser Karls V. sind uns nun höchst interessante, tagebuchartige Aufzeichnungen in lateinischen und englischen Briefen aufbehalten [3]). Außerdem legte Ascham das Resultat seiner Beobachtungen in einem wertvollen historischen Aufsatz, betitelt: „A Report and Discourse of the affaires of Germany" nieder [4]); endlich haben wir in seinem „Schole Master" am Ende des ersten Buches einen kurzen Bericht über seinen Besuch in Venedig und eine längere Betrachtung über den schlimmen Einfluß italienischer Sitten auf die englische Nation.

Ende September 1550 reiste der Gesandte von Gravesend ab. Ascham hatte die Zeit in London zu einem Besuche bei

1) Auch Aylmer geschrieben. Über ihn siehe Anhang.

2) Dieser Name findet sich in verschiedenen Schreibweisen vor: Moryſin, Moryſine, Moriſin u. ſ. w. und iſt jedenfalls gleichbedeutend mit dem heutzutage gebräuchlichen Morriſon.

3) Sechs engliſche von Augsburg aus geſchriebene Briefe an ſeinen Freund Raven in Cambridge (1551), abgedruckt in Bennets Ausgabe von Aſchams Werken.

4) Rog. Aschami epistolarum libri tres. Oxon 1703.

seinem alten Lehrer und Gönner Cheke benutzt, mit dem er sich am Abend vor der Abreise bis spät in die Nacht hinein über religiöse und politische Fragen unterhielt. Am 1. Oktober erreichte man Antwerpen, „das ditissimum emporium totius mundi". Ganz Holland erschien Ascham wie ein fleißig bebautes Ackerfeld [1], zugleich aber auch als eine Heimat des krassesten Aberglaubens [2]. In Mecheln sah er außer einem Kloster mit 1600 Nonnen auch den gefangenen Landgrafen von Hessen. „Er ist ein kräftiger, schöner Mann", sagt er von ihm, „aber hastig und unbeständig. Um seine Befreiung aus dem Gefängnisse zu erwirken, würde er, wenn der Kaiser es ihm befohlen hätte, mit Türken, Franzosen und Engländern, ja, mit Gott und dem Teufel selber gekämpft haben." „An gewissen Tagen", fügt er in seinen Briefen [3] über denselben Fürsten hinzu, „verteilt er um die achte Morgenstunde vierzig Stüver unter die Armen."

Die Reise ging weiter über Brüssel und Löwen. Überall suchte Ascham die berühmtesten Gelehrten auf [4], ließ sich mit ihnen in philologische Gespräche ein und forschte in den Bibliotheken „to feast mine eyes and ears". Von zwei berühmten Löwener Professoren, Nannius und Laudius, erzählt er: „Ich ging in das Haus des ersteren, um mich mit ihm zu unterreden; aber er war entweder betrunken daheim, oder trank außerhause, und ich konnte den alten Zecher nicht sehen. Er liest Ciceros Orationes um neun und Theodorus um ein Uhr. Laudius las Sophokles' Ödipus auf Griechisch. Ich hörte ihn. Er erklärte die Stelle, wo Ödipus und Kreon sich streiten, einundzwanzig Verse. Schließlich zwangen ihn seine Zuhörer, etwa achtzig an der Zahl, durch einen wahren Höllenlärm zum Aufhören."

Hier in Löwen war es auch, wo Ascham Nonnen und Priester

---

1) „Magna vis olerum diligenti cultura crescit omnibus locis." Ep. III, 4.

2) In tota Flandria pinguis et crassus papismus est. Ep. III, 3.

3) Ib.: Singulis diebus hora octava antemeridiana Landgravius distribuit pauperibus 40 stüvers.

4) In Köln hörte er z. B. Justus Velsius „nunc metu factum Herodianum, Graece exordientem Ethica Aristotelis. Ep. III, 6.

bei einem Hochzeitfeste tanzen sah. „Dir mag das neu sein“, schreibt er seinem Freunde Raven, „in diesem päpstlichen Babylon aber ist es etwas Althergebrachtes.“

„Den Rhein wurden wir durch Pferde hinaufbugsiert“, fährt er in seinem Tagebuche fort. „Es ist ein wunderbarer Anblick, die Trauben auf den steilen, heißen Felsen wachsen zu sehen. Man fragt sich, wie die Menschen es wagen, zu denselben hinaufzuklettern. Und doch gedeihen sie in solcher Fülle, daß man sich wundert nicht nur, wo die Menschen herkommen, um den Boden zu bebauen, sondern auch, wo die Menschen wohnen, um all den Wein zu trinken. Sieben bis acht Tage lang verliert man die Weingärten nicht aus dem Gesicht. Und das bleibt wahr: der Rheinwein ist so gut und rein, so mäßig-stark und ungefälscht, wie man sich ihn für den Gebrauch der Menschen nur wünschen kann. Als ich England verließ, fürchtete ich, das Bier zu entbehren, nun aber fürchte ich noch mehr, diesen Wein zu entbehren, wenn ich nach England zurückkehre.“

In Worms hielt sich Ascham der Pest wegen nicht lange auf. Von Speier schreibt er nur, daß er dort Sturms Buch „De periodis“ und Sophokles’ „Ajax“, „Elektra“ und „Antigone“ in vortrefflicher metrischer Übersetzung und von Gryphius gut gedruckt gesehen habe. „Buchhändler daheim versehen es darin“, fügt er hinzu, „daß sie einen nicht wenigstens mit den Verzeichnissen aller Bücher, besonders des klassischen Altertums, versehen.“

Morisine, der Gesandte, hatte inzwischen die Weisung erhalten, seine Reise zu beschleunigen, und so kam es, daß Ascham, obschon nur anderthalb Tagereisen von Straßburg entfernt, wo sein Freund „Sturmius“ wohnte, seinem Wunsche, denselben zu besuchen, nicht nachgeben konnte. Die Reisenden setzten ihren Weg durch das schöne Thal des „Neccarus“ fort. Dort begegneten sie einer vornehmen Dame, der Tochter des Königs von Dänemark. „Sie hatte“, schreibt Ascham, „den König Heinrich VIII. von England vor der Anna von Cleve heiraten sollen. Nun kam sie vom kaiserlichen Hoflager zurück, wo sie sich, wie man sagte, um den Prinzen von Spanien bemüht hatte. Sie hatte in ihrer Begleitung ungefähr dreihundert Pferde, meistens stattliche, spanische Hengste; sechzehn Hofdamen auf

Zeltern folgten ihr. Sechsunddreißig Maulesel und viele Karren waren mit ihrer Garderobe und anderen Sachen beladen. Ein unzähliges Küchen- und Stallgesindel patschte ihr im Schmutz zu Fuße nach."

In Augsburg stiegen der Gesandte und sein Sekretär, von Sir Philipp Hobbie und vielen anderen Freunden zu Pferde auf das Feierlichste empfangen, im St. Georgskloster ab. Die Stadt gefiel ihnen. „Wenn ich Dir nichts von Augsburg erzählen wollte", schreibt Ascham, „würde ich der edlen Stadt unrecht thun. Laß mich denn einiges erwähnen und errate den Rest. Es wohnen fünf Kaufleute in dieser Stadt, die man für reich genug hält, um so viel bares Geld vorzuschießen wie fünf der mächtigsten Könige in christlichen Landen. Der Kaiser wollte einmal Geld von ihnen borgen. Da sagte einer derselben, zehnmalhunderttausend Gulden ständen zu seiner Verfügung, der Kaiser aber bestand auf achtzehn. Diese Kaufleute sind drei Brüder Fugger und zwei Brüder Baumgartner. Einer der Fugger beherbergt seit einem Jahre den Kaiser, den König der Römer, den Prinzen von Spanien und die Königin von Ungarn in seinem Hause außer seiner eigenen Familie. Sein Haus ist mit Kupfer gedeckt. Es giebt viele Häuser hier, die, nach Cheapside [1]) verpflanzt, über die ganze Straße emporragen und die dortigen Häuser alle in den Schatten stellen würde. Zweimal wöchentlich ist hier Markttag. Dann kommen 2300 Wagen mit allen möglichen Dingen beladen zur Stadt.

„Den Kaiser habe ich zweimal gesehen; das erste Mal krank in seinem Zimmer, kurz nach unserer Ankunft. Er hatte einen Mantel von schwarzem Taft an und eine pelzverbrämte Nachtmütze auf dem Kopfe mit einer Naht gerade über dem Scheitel wie ein großer Hosenlatz. Das zweite Mal sah ich ihn am St. Andreastage beim Bankett der Ritter des goldenen Vließes; er und Ferdinand saßen beide unter einem Thronhimmel, dann folgte der Prinz von Spanien und die Ritter, unter ihnen Alba und der Herzog von Bayern, ihrem Range gemäß.

„Ich stand nahe bei des Kaisers Tisch. Er hatte vier Gänge,

1) Die bekannte Straße in London.

Ochsen-, Hammel und Hasenbraten. Der Kaiser hat ein gutes Gesicht und einen festen Blick. Er aß mit Appetit von einem Kapaunen. Meine Hausfrau Barnes hat mir in meinem Zimmer daheim manchmal einen besseren gebraten. Ferdinand und der Kaiser aßen reichlich, schnitten sich selbst ab, wo es ihnen beliebte ohne viel Umstände. Im Trinken aber übertraf der Kaiser alle, die ich je habe trinken sehen. Er hatte seine Nase im Glas fünfmal so lange wie einer von uns und trank nie weniger als ein Quart Rheinwein auf einmal. Seine Kapelle sang prächtig und kunstgerecht während der ganzen Mahlzeit" [1]).

„Gottes Wort wird so ernst in dieser Stadt gepredigt, wie nirgends sonst", sagt Ascham an einer anderen Stelle [2]). „Die Kirchen sind wie Theater hergerichtet, ein Sitz höher als der andere. Um die Weihnachtszeit steht die Kanzel in der Mitte.

„Der Tisch des Herrn steht, wie es sich ziemt, am oberen Ende. Ich kommunizierte am Weihnachtstage mit über fünfzehnhundert Kommunikanten."

Die folgenden Auszüge aus verschiedenen Briefen gehören ebenfalls hierher:

„Seit Lichtmeß haben wir Turniere hier und zwar in einer Straße vor des Kaisers Wohnung. Da die Häuser acht oder neun Stockwerk hoch sind, können eine Masse Menschen aus den Fenstern zuschauen. Die Lanzen der Kämpfer waren kurz, aber ihre Rüstungen ungewöhnlich stark und schwer. Der spanische Prinz turnierte, ohne sich selbst, seine Lanze, sein Roß oder seinen Gegner zu verletzen. Der edle Maximilian brach keine Lanze."

„Die Ehrbarkeit, Standhaftigkeit und Zucht dieser Stadt ist unglaublich. Drei- oder viertausend singen in einer Kirche zur selben Zeit, und das ist nur ein Kleines. Wenn eine katholische Kirche nur ein Dutzend hat, so ist das viel. Am Abend des Gründonnerstages rannte ein zahlloser Haufe Spanier nackt durch die Stadt und geißelte sich von Reue gepeinigt."

„Am siebenundzwanzigsten August hat der Kaiser alle protestantischen Prediger Augsburgs aus dem Reiche verbannt. Es waren

1) **Brief an Raven, Ascham's Works, ed. Bennet, p. 374 ff.**
2) **Brief an Raven, Ascham's Works, ed. Bennet, p. 376.**

zehn an der Zahl. Heute sind alle Schulmeister vor den kaiserlichen Rat geladen. Die katholischen Kirchen sind trotzdem so leer wie je, und es giebt ihrer mehr, welche die Messe lesen, als hören. Ein jeder in seinem eigenen Hause sieht morgens und abends darauf, daß alle Glieder des Haushaltes niederknieen und Psalmen singen. Der Hausvater selbst liest ein Kapitel aus der Heiligen Schrift."

Außerdem sind Aschams Briefe voll von den politischen Ereignissen jener gewaltigen Zeit. Der Fuggerschen Bibliothek und eines vollständigen griechischen Exemplars des Chrysostomus wird Erwähnung gethan und hinzugefügt, daß sechzig der wertvollsten Bücher heimlich in Sicherheit gebracht wurden, um sie vor den räuberischen Händen der Kaiserlichen zu schützen [1]).

Während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in Deutschland kam Ascham mit unverdrossenem Fleiß den Obliegenheiten seiner Stellung als Gesandtschaftssekretär nach. Wenn man hinzunimmt, daß er fünf Tage in der Woche Griechisch mit Lord Morisine trieb und bereits im Mai, d. h. sechs Monate nach seiner Ankunft in Augsburg, den ganzen Herodot, fünf Tragödien, drei Reden des Isokrates und sieben Reden des Demosthenes mit ihm [1]) gelesen hatte, so kann man sich nicht wundern, daß er sich über Mangel an Zeit beklagt, um Deutsch lernen zu können. „Mit meinem Italienischen geht es ziemlich gut, aber mit meinem Deutsch-Trinken geht es besser als mit meinem Deutsch-Sprechen", schreibt er einmal. Im folgenden Jahre (1551) gegen Ende Oktober reisten Morisine und Ascham im Gefolge des Kaisers von Augsburg nach Innsbruck. In einem von dort aus an seine Freunde in Cambridge gerichteten Briefe erzählt er von einer Gedenkmünze, die zur Erinnerung an den ersten Besuch der Königin Marie, Maximilians Gattin, in Tirol geprägt worden war. Sie war nach ihm so groß wie ein englischer Käse und so schwer, daß zwei Männer sie tragen mußten. 6400 Gulden wurden geschmolzen, um sie zu prägen. Auf der einen Seite waren die Wappen Maximilians und seiner Gemahlin, auf der

1) Brief an Raven, Augsburg, 18. Mai 1551, und lib. III epistolarum, IX, XIII.

anderen der Königin gut getroffenes Bildnis. Darüber die Worte:

Sereniss. Duci Reginae Boemiae, ex familia Regum Hispaniae, et Archiducum Austriae progenitae iam primum in Germaniam venienti Tyroliensium munus, 1551.

„Diese reiche Gabe", fügt Ascham hinzu, „wurde um Maximilians willen dargebracht, der von allen über Maßen geliebt wird."

Leider fehlen uns vom Ende des Jahres 1551 an bis zum Juli 1553, wo die Reise endigte, alle Anhaltepunkte. Wir wissen nur, daß Ascham seinen Plan, dem Tridentiner Konzil beizuwohnen, nicht durchführen konnte; daß er mit dem Kaiser von Innsbruck floh [1]) und später bei der Belagerung von Metz gegenwärtig war [2]), und endlich, daß er einen neuntägigen Ausflug nach Italien, besonders Venedig unternahm [3]).

Nach dem Tode König Eduards wurde die Gesandtschaft aus Deutschland zurückberufen und dem Fortschritte der Reformation in England wurde durch den Regierungsantritt Philipps und Mariens ein Ende gemacht. Die Klagen Graunts in seiner lateinischen Lebensbeschreibung, daß Ascham bei seiner Rückkehr nach Cambridge weder „praemia" noch „praedia" zu seinem Lebensunterhalt gehabt habe, sind wohl nicht wörtlich zu nehmen. Ascham scheint, wie viele Gelehrte, wenig praktischen Sinn gehabt zu haben und war beständig in Geldnöten. Die Stellung als „Lateinsekretär", die er unter Eduard ausgefüllt, wurde ihm auch jetzt mit dem dazugehörigen Gehalt von zwanzig Pfund belassen. Seine fellowship im St. Johns College legte er erst im folgenden Jahre nieder. Kardinal Pole nahm seine Dienste wegen seines vortrefflichen lateinischen Stiles zum öfteren in Anspruch. Anstatt zu klagen, hätte Ascham sich glücklich preisen sollen, daß er als Protestant den Verfolgungen jener blutigen fünf Jahre entging. Daß er sich die Gunst der katholischen wie der

1) Den 19. Mai 1552, s. Report and Discourse, u. s. w., S. 8.

2) Winter 1552—1553. Report and Discourse, u. s. w., ib.

3) The Schole-Master, ed. Bennett, p. 258.

protestantischen Herrscher zu erhalten wußte und gefahrlos in gefahrvoller Zeit seinen Studien leben konnte, lag wohl teils in seinem stillen, harmlosen Charakter, teils darin, daß er den Mahnungen der Klugheit, sich mit seinen Überzeugungen nicht hervorzudrängen, Gehör schenkte. Zum Helden und Märtyrer war er nicht geschaffen, obschon er aus seinem Bekenntnis kein Geheimnis zu machen pflegte.

Nachdem er im Jahre 1553 seinen Freund Bucer, mit dem er in Cambridge im vertraulichsten Verkehr gelebt, durch den Tod verloren hatte und Zeuge davon gewesen war, wie man dessen Gebeine ausgegraben und zu Asche verbrannt hatte, brachte ihm die nächstfolgende Zeit einen Ersatz. Er heiratete im Jahr 1554 Margarethe Howe, mit der er fortan in glücklicher, mit Kindern gesegneter Ehe lebte.

Im Jahre 1558 bestieg seine ehemalige Schülerin Elisabeth den Thron von England. Er verkehrte täglich mit der Königin und las mit ihr Ciceros Werke vollständig, Livius zum größten Teil, dazu das Neue Testament, Isokrates und Sophokles im Griechischen. Auch Melanchthons „Loci communes“ bildeten einen Gegenstand gemeinsamer Lektüre [1]). Zur Abwechselung wurde oftmals eine Partie Dame oder Schach gespielt.

Während Ascham so vom Glück begünstigt schien, besserte sich seine pekuniäre Lage nur wenig. Die Einkünfte der Pfründe von Westwang in der Diöcese von York wurden den zwanzig Pfund, die er als Privatsekretär bezog, hinzugefügt; doch reichten dieselben nicht aus, seine Existenz zu einer sorgenfreien zu machen. Elisabeth war von Natur nicht freigebig, und ihr Sekretär Ascham wußte, wie schon gesagt, mit dem Gelde nicht umzugehen, mag auch wohl, wie Camden erzählt, bei seinem Lieblingszeitvertreib, dem Hahnenkampf, viel verloren haben. So kam es, daß die letzten Lebensjahre Aschams vielfach von Sorgen getrübt waren. Sein Versuch, durch ein neues Buch, den „Schole-Master“, seinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, scheiterte an dem Tode des Gönners, dem er dasselbe zu widmen gedachte. Das Werk wurde nur langsam und widerwillig beendigt und

---

1) Epist. lib. I, 21.

erst nach dem Tode des Verfassers von seiner Witwe herausgegeben.

Die unmittelbare Veranlassung zur Abfassung dieses Buches wird uns in der Vorrede desselben erzählt. „Als im Jahre 1563 die große Pest in London wütete“, heißt es dort, „hielt Ihre Majestät die Königin Elisabeth ihr Hoflager in Windsor.“ Am 10. Dezember dinierte Ascham mit mehreren Mitgliedern des Geheimen Rats, dem ersten Sekretär der Königin Sir William Cecil, dem Schatzkanzler Sir Richard Sackville und anderen. „Nach der Mahlzeit“, fährt Ascham fort, „wandte sich das Gespräch auf das Schulwesen und ganz besonders auf den Mißbrauch körperlicher Strafen. Bald darauf kam Sir R. Sackville auf mich zu, nahm mich beim Arm, führte mich zu einem Fenster und sagte: ‚Nicht für vieles Geld hätte ich heute von der Mahlzeit abwesend sein mögen. Es war eine kluge und wahre Bemerkung des Staatssekretärs, daß viele junge Gemüter dazu gebracht werden, das Lernen zu hassen, ehe sie wissen, was Lernen bedeutet. Ich kann das selber bezeugen, denn ehe ich vierzehn Jahre alt war, hatte ich vor lauter Furcht vor Schlägen alle Liebe zum Lernen verloren. Jetzt, da ich einsehe, welchen Unterschied es macht, etwas Tüchtiges gelernt zu haben und wenig oder gar nichts gelernt zu haben, betrachte ich es als das größte Unglück, das mir je widerfuhr, daß ich einen so unverständigen Schulmeister hatte. Da es aber nichts nützt, sich über Vergangenes zu beklagen, dagegen recht und weise ist, für die Zukunft zu sorgen, so will ich, falls Gott mir Leben und Kraft schenkt, das, was mir zum Unglück gereichte, zum Glück und Nutzen für meinen kleinen Enkel Robert ausbeuten und mit Freuden Ihrem Rate seine Erziehung betreffend Folge leisten. Ich habe gehört, daß Sie einen Sohn von ungefähr gleichem Alter haben. Wir wollen es deshalb so einrichten: Wählen Sie einen Lehrer, der unter Ihrer Aufsicht meinen Sohn und den Ihrigen unterrichte. Für alles Übrige will ich sorgen, sollten mir die drei auch ein paar hundert Pfund jährlich kosten; und dazu sollen Sie selbst und die Ihrigen an mir stets einen warmen und aufrichtigen Freund haben.‘“

Nach einem längeren Gespräch überredet Sackville seinen

Freund endlich, die Hauptpunkte der Unterredung ordentlich niederzuschreiben und begegnet seinen Einwendungen folgendermaßen: „Ich habe Sie sagen hören, daß Sie Sir John Cheke alles, was Sie wissen, verdanken, und ich selber weiß ganz gut, daß Sie die Königin unterrichtet haben. Da Sie nun Gott so bevorzugt hat, daß er Sie zum Schüler des besten Lehrers und zum Lehrer der besten Schülerin machte, die je gelebt hat, so würden Sie sicherlich Gott gefallen, Ihrem Lande eine Wohlthat und Ihrem eigenen Namen Ehre erweisen, wenn Sie der Welt mitteilten, was Sie von solch' einem Lehrer lernten und wie Sie solch' eine Schülerin unterwiesen."

Ascham gab nach, und so entstand sein Hauptwerk: „The Schole-Master", seinen Kindern ein Vermächtnis und ihm selbst ein „monumentum aere perennius".

Übrigens ereignete sich im Leben Aschams nichts Besonderes während der nächsten fünf Jahre, außer daß seine Kränklichkeit trotz der mancherlei körperlichen Übungen täglich zunahm. Schon im Jahre 1547 schrieb er an den Erzbischof Cranmer mit der Bitte, ihm aus Gesundheitsrücksichten die Fasttage und das Fischessen zu erlassen [1]). Später verschlimmerte angestrengtes Studium und anhaltende Schlaflosigkeit seinen Zustand, und endlich mußte seine ohnehin nicht kräftige Natur der Krankheit unterliegen.

Ascham starb in frommer Ergebung am 30. Dezember 1568 im dreiundfünfzigsten Jahre seines Lebens. Die Königin Elisabeth soll bei der Nachricht von seinem Tode ausgerufen haben: „Lieber würde ich zehntausend Pfund als meinen Lehrer Ascham verloren haben."

Es bleibt uns nun noch übrig, auf Aschams Werke und auf seine Stellung in der englischen Litteratur näher einzugehen.

Die früheste Schrift Aschams ist seine im Jahre 1544 verfaßte, schon erwähnte „Abhandlung über das Bogenschießen" [2]). Der Zweck dieses in Gesprächsform abgefaßten

---

1) Strype, Life of Cranmer, p. 239.

2) Der vollständige Titel lautet: „Toxophilus, the Schole or Partitions, of Shooting. Contayned in two Books. Written by Roger Ascham 1544."

Buches ist in der Vorrede zu demselben angegeben: nämlich, die Jugend zu dieser vortrefflichen körperlichen Übung anzuregen und die Vorteile derselben vor anderen Spielen darzulegen. In treffender, oft humoristischer Weise widerlegt Toxophilus nach einer langen von klassischen Citaten wimmelnden, historischen Einleitung die Einwendungen seines gelehrten Freundes Philologus. Dann und wann legt Ascham aber auch dem letzteren seine eigenen Ansichten in den Mund, z. B. an der Stelle, wo von dem verweichlichenden Einfluß der Musik die Rede ist. Philologus giebt das zu, fährt dann aber fort: „Und doch wünsche ich von ganzem Herzen, daß die löbliche Sitte, die Kinder in England einfache und mehrstimmige Lieder zu lehren, nicht so ganz und gar vernachlässigt würde. Daß die Milch nicht besser und naturgemäßer ist zum Großziehen kleiner Kinder als die Musik, hat schon Galenus bewiesen und lehrt uns die tägliche Erfahrung. Denn selbst Säuglinge, die keine Vernunft haben, können an der Mutterbrust kaum so gut zur Ruhe gebracht werden, als wenn sie ihre Mutter singen hören. . . . Am meisten aber werden zwei Stände, die nach dem Könige den höchsten Rang im Reiche einnehmen, der Predigerstand und der Advokatenstand, es als Übelstand empfinden, wenn sie nicht im Singen unterrichtet worden sind. Denn ohne dasselbe können sie ihre Stimmen unmöglich für jeden Zweck richtig modulieren. Wo kein Unterschied gemacht wird in der Aufzählung von fröhlichen und schrecklichen Dingen, oder von Beispielen der Milde und der Grausamkeit, der Weichheit und der Härte u. s. w., da kann auch von keiner großen Überzeugungskraft die Rede sein. Denn die Zuhörer werden, wie Cicero sagt, in demselben Grade bewegt, als der Redner bewegt ist. Durch seine Worte werden sie gelenkt; wenn er still steht, so stehen sie im Geiste still; wenn er donnert, so zittern sie; wenn er schilt, so fürchten sie sich; wenn er klagt, so fühlen sie Mitleiden. . . . Wenn aber ein Mann immer in demselben Tone redet, wie eine Hummel; oder bald oben unter dem Kirchendach, bald unten, so daß man nie weiß, wo man seiner habhaft werden kann; wenn einer bald lispelt wie im Flötenton, bald wie ein Ochse brüllt, wie gewisse Advokaten, die da glauben, je lauter das Geschrei, desto größer das Resultat: so wird er nicht viele mit

sich fortreißen. Seiner Stimme fehlt eine nur durch das Singen zu erreichende gleichmäßige Ausbildung. Alle Stimmen, mächtig oder dünn, tief oder hoch, schwach oder sanft, können durch Gesangsunterricht zu etwas Tüchtigem gebracht werden."

Toxophilus weist dann nach, daß das Bogenschießen kein bloßer Zeitvertreib ist, und giebt, unter Beifügung zahlloser Citate, eine kurze Geschichte desselben bei Griechen, Römern, Juden, Persern und den europäischen Nationen seiner Zeit. Viele der Citate sind recht gut übersetzt, auch begegnen wir hier, so viel ich weiß, dem ersten englischen Hexameter, leider aber in einer Form, die gar wenig auf metrische Begabung schließen läßt [1]).

Bei Gelegenheit der Türken legt Ascham seine Überzeugung dar, daß die Türkenkriege als eine Folge des Verfalles der Kirche, als ein Gericht Gottes anzusehen seien. „Die Christen liegen im Schlaf", sagt er; „sie sind trunken von den Früchten des Fleisches: vom Unglauben, Ungehorsam wider Gottes Wort, Ketzerei, Scheelsucht, Haß, Streit, offenem Kampf und geheimem Neid, Habsucht, Unterdrückung, Unbarmherzigkeit und unzähligen, täglichen schändlichen Sünden. Diese Dinge werden uns wahrlich (es sei denn, daß Gott seine heilige Hand über uns ausstreckt und uns mit Gewalt aus denselben reißt) also verwilden, daß wir gut böse und böse gut nennen, alles Wissen und Lernen geringschätzen, Gott und sein Regiment für nichts achten und für ein Märlein, und uns mehr vertürken [2]), wenn das möglich ist, als wenn die Türken geschworen hätten, die ganze Türkei wider uns aufzuhetzen. . . . Wenn wir die sündige Lebensweise aus der Christenheit verbannen würden, so weiß ich, daß der Türke uns nicht nur nicht überwinden könnte, sondern nicht einmal in seinem eigenen Lande ein Loch übrig haben würde, darinnen er sich verkriechen könnte."

„Aber die Christenheit gleicht jetzt einem Manne, dem's juckt und der trunken im Bett liegt, und obschon ein Dieb an die

1) Toxophilus, Ascham's Works, ed. Bennet, p. 64: „What thinge wants quiet and merry rest, endures but a small while."

2) Ascham, Turkishness.

Thür kommt und dawider schlägt, um hereinzubrechen und ihn zu erschlagen, so bleibt er doch in seinem Bett liegen und findet ein größeres Vergnügen daran, zu schlummern und sich zu kratzen, ja, bis auf den Knochen zu kratzen, wo's ihm juckt, als geschwind aufzuspringen und mutig den zu vertreiben, der ihn berauben und erschlagen wollte. Aber ich hoffe, unser Herr wird der Christen Augen so erleuchten und erheben, daß sie sich nicht zu Tode schlafen, und der Türke, Christi offenbarer Feind, sich nicht rühme, sie gar überwunden zu haben."

In Stellen, wie der obigen, die allerdings mit dem Bogenschießen wenig zu thun haben, fühlen wir des Verfassers Herzschlag. Sein frommer Sinn macht ihn beredt und eindringlich, und er vergißt die griechischen Stilmuster seines Dialoges.

„Eins wünsche ich den Schotten", sagt er bei einer ähnlichen Abschweifung, „da sie sehen, wie einerlei Gott, einerlei Glaube, einerlei Meer, einerlei Land und Vaterland, einerlei Sprache, einerlei Handel und Lebensweise, einerlei Mut und Widerstandskraft im Kriege und einerlei Lernbegierde England und Schottland eins gemacht hat, sie nun auch nicht länger dulden, zwei getrennte Nationen zu sein, sondern den Papst völlig über Bord werfen, ihn, der nichts anderes begehrt, als Zwietracht zwischen uns und sie zu säen und das zu entzweien, was Gott, Natur und Verstand vereint hat wissen wollen."

Der zweite Teil des „Toxophilus", der von den zum Bogenschießen nötigen Dingen handelt, ist lediglich von archäologischem Interesse. Es ist da von Armschienen, Handschuhen, Bogensehnen, -überzügen, -holz, von Pfeilen u. s. w. die Rede; und alles wird durch Citate aus Herodot, Virgil und namentlich auch aus Homer illustriert. Nachdem dann auch noch auf den Einfluß des Windes beim Schießen und auf die Notwendigkeit, der Sicherheit des Schusses wegen, alle heftigen Gemütsaufregungen zu vermeiden, eingegangen worden ist, schließt das Buch mit einer Einladung des Philologus an seinen Freund Toxophilus, ihn auf seinem Zimmer zu besuchen und dort bei einem Glase Wein des Gegenstandes weiter zu gedenken.

Etwa acht Jahre nach der Veröffentlichung des „Toxophilus" verfaßte Ascham als Frucht seines dreijährigen Aufenthaltes in

Deutschland jenen für uns Deutsche ganz besonders bemerkenswerten, oben erwähnten „Report and Discourse of the Affaires and State of Germany and the Emperour Charles his court, during certaine yeares, while the said Roger was there.“ 1552 (?) [1]).

Nachdem sich der Verfasser in der Vorrede zu diesem, wie es scheint, unvollendet gebliebenen Werke darüber beklagt, daß England keinen Historiker von Bedeutung besäße, und sich bereit erklärt, als unparteiischer Zuschauer die Feder zu führen — „denn als schlichter Engländer habe er weder das Bedürfnis, der einen Seite des Gewinnes halber zu schmeicheln, noch Grund, die andere Seite wegen etwaiger Beleidigungen zu fürchten“, — findet er die Ursache der Unruhen in Deutschland in dem wachsenden gegenseitigen Mißtrauen der Fürsten.

„So wie aber ein Fieber“, so schließt er die Einleitung ab, „anfangs im Körper herumzieht, so daß man nicht weiß, wozu es sich wenden wird, und doch zuletzt an gewissen Tagen und Stunden zum Ausbruch kommt, also waren diese Gebresten zuerst im ganzen Körper des Reichs nur im geheimen thätig und erschienen nicht öffentlich. Endlich aber schwollen die traurigen Beschwerden im Körper so an, daß sie vor Innsbruck in einer heftigen Krankheit endeten, deren erster Anfall so gefährlich schien, daß sie, wenn der Kaiser und wir uns nicht eiligst einer Luftveränderung unterzogen hätten, auch für uns gar ansteckend geworden wäre.“

Im ersten Kapitel wird dann von den Türken berichtet, ihrer Grausamkeit gegen Kriegsgefangene und dem Versuche des Sultans, sich, nachdem der Friede mit dem Kaiser abgelaufen war — und in der That schon vorher —, am Mittelmeer festzusetzen. Des Papstes hinterlistiges Bestreben, Frankreich und Deutschland wider einander aufzuhetzen und die Kriegserklärung Frankreichs im Jahre 1551 wird in Folgendem berührt. „Monsieur Mariliac“, heißt es an dieser Stelle, „der französische Ge-

1) „Bericht und Abhandlung über die Ereignisse und politische Lage Deutschlands und des Hofes Kaiser Karls, während gewisser Jahre, in denen besagter Roger dort weilte.“



sandte in Augsburg, legte dem Kaiser dar, daß solche Kriegsgerüchte böswillige Erfindungen seien, und daß sein Herr nichts so sehr am Herzen trage als eine Fortdauer des freundschaftlichen Verhältnisses mit Deutschland. Ja, dies wagte er selbst dann noch zu thun, da viele am kaiserlichen Hof wußten, daß der Krieg in Frankreich bereits erklärt worden war."

Als einen Beweis, wie man damals über den Papst dachte, führt Ascham am Schlusse des Kapitels die Äußerung des kaiserlichen Sekretärs Piramus, eines Erzkatholiken an. „Als derselbe in Gegenwart von Sir Philipp Hobby und des Bischofs von Westminster gefragt wurde, wie er den Verrat des Papstes wider den Kaiser entschuldigen könne, antwortete er lächelnd: Julius III. ist ein Schurke, aber der Papst ist ein ehrlicher Mann; eine Äußerung", sagt Ascham, „die hier am Hofe gewöhnlich ist."

Das zweite Kapitel trägt den Titel: „Der Prinz von Salerno"; erst im dritten Kapitel kommt Ascham auf die speziell-deutschen Verhältnisse zu sprechen. Er billigt die Beschwerden der protestantischen Fürsten, ihren Widerwillen gegen die spanische Fremdherrschaft und ihre Klagen wider die „Camera imperialis" zu Speier: „den Hauptschlüssel, der aller Menschen Geldkasten öffnet". Vortrefflich ist die Schilderung des Markgrafen Albrecht von Brandenburg.

„Er ist jetzt", schreibt Ascham von ihm, „etwa 31 Jahre alt; von gutem, weder zu hohem noch zu niedrigem Wuchs; stark und von kräftigem Knochenbau, aber nicht fettleibig. Sein Gesicht ist angenehm, breit, ernst und männlich; seine Augen sind groß und blitzend und geben ihm einen lebhaften Ausdruck, wenn er redet. Wenn er aber anderen zuhört, so bewahrt er sich beides: einen finsteren Blick ohne das geringste Zeichen des Verdachtes und ein festes Auge ohne die geringste Bosheit. Dieses sein Benehmen habe ich wohl bemerkt, als ich während der Belagerung von Metz in seiner Gesellschaft im Zelt des Grafen von Nassau speisete. Seine Stimme ist kräftig, er macht aber nicht viel Worte und ist fleißiger zu hören als zu reden. Wenn er aber redet, so läßt er seine Zunge mit seinem Herzen übereinstimmen: reden und fühlen sind bei ihm eins, und in dieser Beziehung kann er mit Recht der Sohn des Achilles genannt werden. . . .

Aber obschon er seine Gedanken ohne Hinterhalt äußert, ist er doch verschlossen in seinen Plänen und in der Ausführung derselben. . . . Er ist der tapfersten einer in gefährlichen Abenteuern, zuversichtlich in Gefahr und ausdauernd unter den größten Beschwerden. Kein Soldat unter ihm kann Hitze und Kälte, Hunger und Durst besser ertragen als er selber. Seine Kleidung ist die eines Soldaten, tapfere Thaten kennzeichnen ihn mehr als reiche Tracht. Seine Krieger fürchten ihn wegen seiner Tapferkeit und lieben ihn wegen seiner Freigebigkeit. Dadurch gewinnt er für sich die für einen großen Feldherrn nötige Autorität und bei ihnen einen für gute Soldaten unentbehrlichen Gehorsam.

„Im letzten Jahre, kurz vor seinem Friedensschluß mit dem Kaiser, empörten sich seine Truppen aus Mangel an Sold und gehöriger Verpflegung. Der Markgraf aber, ohne sich von der Furcht ins Bockshorn jagen zu lassen, machte sich sofort und furchtlos ans Hängen und schwor, daß weder der Stolzeste ungestraft Aufruhr erregen noch der Ärmste irgendetwas entbehren solle, so lange er einen Heller in seiner Tasche oder einen Laib Brot in seinem Zelte habe.“

„Kasimir, des Markgrafen Vater“, heißt es weiter, „und Markgraf Albrecht selber waren große Verschwender und tief in Schulden; der eine wegen seiner Kriegsliebe, der andere wegen seines wilden Lebens, als er noch ein Jüngling war. Sie waren daher schnell bereit, zu borgen und langsam zu bezahlen, und das brachte den Markgrafen in Streit mit der Stadt Nürnberg, den benachbarten Bischöfen und dem Bischof von Bamberg, seinem Paten.

„Kaum war der Markgraf daheim, als ihn die Bischöfe, die auf eine günstige Gelegenheit lauerten, nun, da er des Kaisers Hof verlassen und seine dortige freundschaftliche Stellung, wenn nicht ganz eingebüßt, so doch sehr gelockert hatte, mit neuen Prozessen für alte Schulden vor dem Reichskammergericht zu Speier in die Enge trieben. Hier zog der Markgraf, weil es ihm beim Gerichte an Gunst und bei seinen jungen Jahren an Erfahrung fehlte, stets den Kürzeren, insbesondere, da ihm auch die gerechte Sache nicht zur Seite stand. Überdies sollen Briefe von den Großen am kaiserlichen Hofe niemals in Speier gefehlt haben,

um den Prozeß wider den Markgrafen zu beschleunigen, so daß durch dies alles sein Gemüt mit noch größerer Bitterkeit gegen den Kaiser erfüllt wurde."

Auch von einer geheimen Reise des Markgrafen zum König von Frankreich wird uns erzählt [1]), und zwar auf die Autorität eines gewissen Joh. Mecardus hin, der als protestantischer Prediger von Augsburg vertrieben wurde.

Mit dem Marsch des Markgrafen gegen Augsburg und der Belagerung der Stadt schließt dieser Abschnitt.

Der letzte Teil der Abhandlung ist betitelt: „Herzog Moritz" und handelt hauptsächlich von dem Verhalten dieses merkwürdigen Fürsten zum Kaiser. Ascham kommt schließlich, nachdem er in völlig unparteiischer Weise auf das Für und Wider in der Beurteilung des Charakters des Herzogs eingegangen, zu einem ziemlich günstigen Endurteil. Er erkennt Ehrgeiz als eine der mächtigsten Triebfedern seiner Handlungen an und nennt den Herzog einen „Hochkletterer", lobt aber zugleich die diplomatische Begabung, die Willensstärke und die unermüdlichen Bemühungen desselben zugunsten seines gefangenen Schwiegervaters, des Landgrafen von Hessen.

„Kürzlich speiste ich", schreibt er einmal, „bei dem Gesandten von Venedig in Gesellschaft vieler kluger Leute, und man pries Herzog Moritz wegen seiner Klugheit und seiner Thatkraft. ‚Nun', sagte ein fetter italienischer Priester, ‚ich kann seine Klugheit nicht eben loben, da er doch den Kaiser in seine Gewalt hätte bringen können und wollte nicht.' Aber so sind diese Machiavellsherren!" ruft Ascham aus. „Sie glauben, kein Mensch besitze so viel Klugheit, wie er sollte, (es sei denn,) er stifte mehr Schaden an, als nötig. Herzog Moritz aber wollte dem Kaiser persönlich keinen Schaden zufügen, sondern lediglich seinem Schwiegervater nützen, und da er diesen Zweck erreichte, verfolgte er keinen zweiten. Ja, ich weiß es als eine Thatsache, daß Moritz an dem Tage, als wir in so großer Eile von Innsbruck fliehen mußten, einen Boten an den guten König der

1) „Als Lanzknecht verkleidet und unter dem Namen eines Hauptmanns Paul." Ascham, Report etc., S. 31.



Römer absandte mit der Bitte, den Kaiser zu bewegen, nicht so zu eilen, da er seiner Person kein Leid anthun, sondern lediglich seinem Freunde helfen wolle. Darauf denn der Reichstag zu Passau sofort gefolgt ist."

Die folgenden „hämischen" Disticha werden uns gleichfalls von Ascham mitgeteilt:

Jugurtham Mauricus prodit [1]), Mauricus ultra
Henricum, Patruum, Socerum, cum Caesare Gallum;

und das folgende, das an die Thür der herzoglichen Wohnung angeschlagen wurde:

Seu dux, seu princeps, seu tu dicaris Elector,
Maurice es Patriae proditor ipse tuae.

„Meinerseits kann ich den Herzog", so schließt Ascham seine Charakterschilderung ab, „weder aller Dinge beschuldigen, noch in einigen Dingen entschuldigen. Hätte er Machiavells Gesinnungen oder eines Feiglings Herz gehabt, so wäre sein Schwert blutiger gewesen, als es war."

Mit besonderer Vorliebe spricht Ascham vom Kurfürsten Johann Friedrich. „Er ist jetzt 50 Jahre alt", schreibt er von ihm, „und so stark und groß, daß das stärkste Roß ihn kaum tragen mag. Dabei ist er aber noch viel größer in allerlei Tugenden: in Weisheit, Gerechtigkeit, Freigebigkeit, Tapferkeit, Mäßigkeit und Freundlichkeit gegen andere. In allen Dingen, im Glück wie im Unglück, leitet ihn die größte Wahrheitsliebe und Standhaftigkeit, so daß Luiz de Avila und der Sekretär von Ferrara, welche die Geschichte der jüngsten Kriege Deutschlands schrieben und sowohl in Staats- als in Religionsangelegenheiten seine bitteren Feinde zu sein bekennen, durch seinen würdigen Charakter gezwungen werden, die Wahrheit zu reden, als sei ihr einziger Zweck gewesen, sein Lob zu singen [2]). Fünf Jahre lang war er ein Gefangener des Kaisers und gewann sich während dieser Zeit so sehr die Liebe aller Menschen, daß die Spanier

1) Bennet emendiert: Jugurtham Maurus prodit, Mauricius ultra, ohne damit die Verse fehlerlos zu machen.

2) „Er ist derselbe in Glück und Unglück, ersehnt von seinen Freunden, geachtet von seinen Feinden, begünstigt vom Kaiser, geliebt von allen", sagt Ascham von ihm in einem Briefe an seinen Freund Raven.

sagen, sie würden jetzt eben so freudig für seine Erhöhung kämpfen als damals für seine Erniedrigung; denn sie sehen, daß er weise ist in allen seinen Thaten, gerecht in seinem Verhalten, herablassend gegen den Ärmsten, ein Fürst unter Fürsten und überaus freundlich gegen alle. Kein Unglück konnte ihn beugen, und keine Staatskunst konnte ihn bewegen, je von Gott und seinem Wort zu lassen. ... Auch ist er ein großer Freund der Gelehrsamkeit, wie denn seine Bibliothek, die mit Büchern in allen Sprachen und Wissenschaften wohl versehen ist, alle anderen Bibliotheken übertrifft. Mein Freund Hieronimus Wolf, der den Demosthenes aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzte, erzählte mir, daß er, obschon nicht imstande, in sechs Monaten auch nur die Titel der Bücher in der Fuggerschen Bibliothek zu Augsburg auszuschreiben, doch des Herzogs Bibliothek, die er in Sachsen sah, für größer halte. Ich glaube, daß Herzog Friedrich außer dem Lateinischen und wenigem Französisch keine fremde Sprache versteht. Was mein Freund Johannes Sturm, der es von Philipp Melanchthon gehört hatte, mir schrieb, ist darum doppelt merkwürdig, daß nämlich der Herzog privatim täglich mehr schreibt und liest, als er (Melanchthon) und Doktor Aurifaber, die von jedermann für die fleißigsten Leser und Skribenten an der Universität Wittenberg gehalten werden, zusammengenommen.

„Und wie er mit dem größten Fleiße liest, so kann er auch, was er gelesen, mit der größten Genauigkeit aus dem Gedächtnis wiederholen, besonders aber Geschichten, wie er denn bei Tische bei jeder Gelegenheit eine neue Geschichte zu erzählen pflegt, und zwar mit solchem Vergnügen und solchem Geschick, daß man gern aufhört zu essen, um ihm zuzuhören. Dabei aber verschmäht er es durchaus nicht, der Geringsten einem zuzuhören; und er legt es nicht darauf an, eines Mannes Vernunftgründe zu widerlegen. Er redet ohne herausfordern zu wollen, ist fröhlich ohne zu spotten, macht sich über keinen lustig zum bloßen Vergnügen und reizt keinen aus Trotz.

„Zweierlei Menschen leidet er nie lange in seinem Hause, wie mir seine Prediger zu Villach erzählten: den gemeinen Spötter ... und den Ohrenbläser, der sich in Dinge mischt, die ihn nichts

angehen. ... Freche und dickfellige Gesichter, in denen man niemals lesen kann, was das Herz fühlt, haßt er; ebenso dunkle Reden, wodurch andere mißleitet werden sollen. Wie es einem ums Herz ist, so soll nach ihm die Zunge reden.

„Deshalb denkt der Herzog auch selber nicht über Dinge nach, über die er nicht auch reden würde, und redet nichts, was er nicht auch thun würde."

Interessant ist, daß Ascham die Anekdote mit dem „einigen" und „ewigen" Gefängnis des Landgrafen von Hessen ebenfalls anführt, und zwar erzählt er dieselbe folgendermaßen:

„Der Herzog von Alba bereitete dem Landgrafen ein Abendessen und lud Herog Moritz und den Markgrafen von Brandenburg gleichfalls dazu. Und sie hatten ein großes Fest. Nach dem Mahle ließ man den Herzog und den Markgrafen wissen, daß der Landgraf die Nacht dort zubringen müsse. Am folgenden Tage überlegten sie die Sache und bestanden darauf, daß der Kaiser versprochen habe, den Landgrafen nicht gefangen zu halten. Als Antwort wurde ihnen zuteil, daß der Kaiser die Bedingungen nicht überschritten habe, dahin lautend, daß der Landgraf nicht in ewigem Gefängnis gehalten werden solle. — Als ich in Villach in Kärnthen war, fragte ich den Hofprediger des Kurfürsten Friedrich, welches die genauen deutschen Worte seien, denen gemäß der Landgraf wider Erwarten in Gefangenschaft gehalten wurde. Er sagte, der Trugschluß sei sehr hübsch und merkwürdig, nahm seine Feder und schrieb genau die Worte in mein Buch, um die sich der ganze Streit drehte. Herzog Moritz sagte, es sei: ‚Nicht in einig Gefengknes', die Kaiserlichen dagegen: ‚Nicht in ewig Gefengknes'. Wie leicht aber ‚einig' in ‚ewig' verwandelt werden kann und zwar durch einen bloßen Federstrich, das kann jeder sehen."

Wie schon erwähnt, blieb der „Report" Aschams ein bloßes Bruchstück und zwar ein Bruchstück, das mehr tagebuchartigen Notizen gleicht als einem durchgearbeiteten, historischen Werke. Dennoch aber bleibt dieser Bericht eines Augenzeugen, der als der Sekretär des Gesandten einer fremden Macht nicht nur ungewöhnliche Gelegenheiten haben mußte, Personen und Ereignisse zu beobachten, sondern der sich auch einen offenen Blick und

eisernen Fleiß mitbrachte, um aus diesen Beobachtungen Nutzen zu ziehen, ungemein interessant, und verdient es wohl, in seiner ganzen Ausdehnung ins Deutsche übersetzt zu werden.

Das letzte Werk Aschams, das uns zu besprechen bleibt, ist sein „Schole Master" oder wie der vollständige Titel lautet: „The Schole Master or plaine and perfite Way of teaching Children, to understand, write, and speake, the Latin Tonge, but specially purposed for the private bringing up of Youth in Jentlemen and Noblemen's Houses, and commodious also for all such as have forgot the Latin Tonge and would, by themselves, without a Scholemaster, in short tyme, and with smale Paines, recover a sufficient Habilitie, to understand, write, and speake Latin." Auf Deutsch würde man in Kürze etwa sagen: „Der Schulmeister, oder eine einfache Unterrichtsmethode zum Erlernen des Lateinischen. Auch zum Selbstunterricht."

Wir haben bereits oben erzählt, was Ascham zur Abfassung dieser Schrift veranlaßte; wie das Buch dann nach dem Tode seines Gönners Sir Edward Sackvilles, langsam vollendet wurde, in seinem Pulte liegen blieb und erst im Jahre 1571 von Margaret Ascham nach dem Ableben ihres Gatten zum Besten ihrer verwaisten Kinderschar [1]) veröffentlicht wurde.

Auf dieses Werk gründet sich Aschams Ruhm vorzüglich, und zwar insofern mit Unrecht, als die Annahme, die man vielerwärts vertreten findet, als sei Ascham der erste gewesen, der im Bereiche der englischen Litteratur über Erziehung geschrieben, auf einem Irrtum beruht.

Schon im Jahre 1531 hatte Sir Thomas Elyot sein Buch „The Governour" [2]) veröffentlicht, in welchem zwar hauptsächlich von der Erziehung künftiger Herrscher (governour) die Rede ist, doch aber zugleich auch allgemeine Lehren aufgestellt werden, die vielfach mit denen Aschams zusammentreffen.

Mit größerem Rechte erblickt man Aschams Verdienst in dem vortrefflichen Inhalt der Schrift, der bis zum heutigen Tage

1) „A great sorte of orphanes", s. Vorrede zum Schole Master.
2) Auszüge aus demselben s. im Anhange.

mustergültig geblieben ist und einen namhaften Fortschritt in der Theorie der Erziehung wie im Stil bezeichnet. Die Kühnheit, mit der der Verfasser gegen althergebrachte Mißbräuche Front macht, ist nicht minder bewundernswürdig als der praktische Sinn seiner neuen Vorschläge.

Das Buch ist in zwei Teile geteilt. Der erste handelt von der Theorie, der zweite von der Praxis der Erziehung, und zwar mit besonderer Rücksicht auf die Erlernung des Lateinischen.

Ascham dringt vor allem auf eine allmählich fortschreitende Lehrmethode und verwirft die damals gebräuchliche, noch von Elyot empfohlene [1]) Unsitte, Knaben zartesten Alters lateinische Verse (Latines) machen zu lassen und sie zum Lateinisch-reden zu zwingen, ehe sie noch von dem Sinn der englischen Worte und von grammatischer Konstruktion eine Ahnung haben.

Übersetzungen ins Englische und Rückübersetzungen ins Lateinische, sowie die Anwendung von Präparations- und Übersetzungsheften (paper bookes) werden dringend empfohlen.

Der Unterricht selbst soll Strenge und Liebe vereinen, und das stete Augenmerk des Lehrers soll darauf gerichtet sein, seinem Schüler ein warmes Interesse für seinen Gegenstand einzuflößen. Daher sei übergroße Härte und philologische Spitzfindigkeit zu vermeiden.

„Inbezug auf das Endziel stimme ich mit allen guten Lehrern überein“, sagt Ascham [2]), „nämlich die Kinder zur größtmöglichen Vollkommenheit im Lernen zu bringen, ihnen ehrbare Sitten einzuflößen, alle ihre Fehler in der rechten Weise zu verbessern, alle ihre Laster strenge zu züchtigen. Aber in Beziehung auf den rechten Weg, der dahin führt, sind wir verschiedener Meinung. Gewöhnlich sind nämlich die Schulmeister, wie ich aus Erfahrung und von anderen weiß, so verständnislos, daß sie, falls sie es mit einem unbegabten, hartköpfigen Schüler zu thun haben, ihn lieber brechen als biegen, lieber verderben als verbessern. . . . Selbst die weisesten Freunde körperlicher Züchtigung (great beaters) strafen die Natur ebenso oft, wie sie Fehler auszutreiben meinen, ja, die bessere Natur im Knaben wird oft auf

---

1) Siehe Anhang.

2) Ascham's Works, ed. Bennet, p. 206.

das Härteste gestraft. Denn wenn einer vermöge seiner schnellen Auffassungsgabe [1]) seine Aufgaben leicht lernt, ein anderer vermöge langsamer Auffassungsgabe nur schwer, so wird stets der erstere gelobt, der letztere gemeiniglich gezüchtigt; da doch ein weiser Lehrer die Naturanlage beider gehörig ins Auge fassen sollte [2]), und nicht sowohl dasjenige, was einer zur Zeit zu thun imstande ist, in die Wagschale legen sollte, als vielmehr dasjenige, was ein jeder von ihnen im späteren Leben höchstwahrscheinlich leisten wird."

Ascham geht dann des weiteren auf die Gefahren eines begabten, genial veranlagten Charakters ein: den Mangel an Ausdauer, Leichtfertigkeit, Flüchtigkeit und Eitelkeit. Dagegen giebt er einem schwerfälligeren, langsameren Verständnis, das aber trotzdem zäh und zuverlässig ist, den Vorzug. Solch ein Charakter, wenn er nur von Eltern und Lehrern richtig behandelt wird, sei stets der beste, in der Schule sowohl wie im späteren Leben. So wie auch beim Holz und Stein nicht das weichste Material das beste sei für einen Bildhauer, sondern das härteste.

Ebenso oft wird gefehlt, meint der Verfasser weiter, in der Wahl und Bestimmung gewisser Schüler für das Universitätsstudium. Was sind nun die charakteristischen, die Wahl eines gelehrten Berufes rechtfertigenden Merkmale in einem jungen Manne? An der Hand Platos [3]) zählt Ascham derer sieben auf: gute, körperliche Befähigung; ein gutes Gedächtnis, — „das schnell auffaßt, sicher behält und zur sofortigen Auskunft stets bereit ist" —; Liebe zum Lernen; Arbeitslust; Bereitwilligkeit, andern zuzuhören und ohne falsche Scham Fragen zu stellen und endlich Freude am Lobe.

Diese sieben Eigenschaften werden dann der Reihe nach durchgenommen, worauf Ascham noch einmal auf seinen Grundsatz, die Jugend eher mit Liebe als mit Härte zu erziehen, zurückkommt. Daß damals in den Schulen oft mit übertriebener Härte und Grausamkeit unterrichtet wurde, geht aus vielen gleichzeitigen

---

1) „Quicknesse of witte."

2) „Discreetly consider the disposition of both their natures."

3) De Republ. 7.

Schriftstellern hervor und mag Aschams Eifer entschuldigen. Die Einwendung, daß Kinder von Natur Freunde des Spiels und „Feinde alles Lernens" seien, weist er als durchaus nicht unumstößlich zurück. „Denn die Sache", sagt er, „hängt nicht so sehr von den Anlagen des jungen Mannes ab, als vielmehr von der durch Lehrer und Eltern angewandten Erziehungsmethode. Auch der Gegensatz zwischen Spielen und Lernen ist irreleitend. Man schlage nur ein Kind, wenn es nicht gut tanzt, und verhätschele es, obschon es schlecht lernt, und man wird sehen, wie widerwillig es zum Tanze, wie freudig zu seinem Buche gehen wird. Man prügele den Knaben, wenn er seinen Bogen schlecht spannt, und begünstige ihn, obschon er beim Lesen Fehler macht, und man wird sehen, wie langsam er ins Feld, wie schnell in die Schule laufen wird." Es liegt daher zum großen Teile in der Hand der Eltern und Lehrer, in der Jugend, wo die Eindrücke am lebhaftesten sind, diejenigen Neigungen und Abneigungen hervorzurufen, die zu einem späteren segensreichen und glücklichen Leben beitragen. Leider wird hierin besonders in England viel gefehlt, fährt Ascham fort, wo den Knaben und Jünglingen, besonders vom siebzehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahre zu viel Freiheit eingeräumt wird. Die Zucht muß daher mit der Liebe Hand in Hand gehen, und auf Gehorsam muß mehr gedrungen werden, als gewöhnlich der Fall ist. „Unsere Zeit", sagt Ascham, „ist von der alten Zucht, dem alten Gehorsam, weit entfernt. Jünglinge, ja selbst Jungfrauen wagen es, ohne alle Furcht, wenn auch nicht ohne öffentliche Schande, zu heiraten, wo und wen sie wollen, gegen den Willen des Vaters, der Mutter, Gottes, der guten Ordnung und jedermanns. Der Grund dieses Übels liegt darin, daß die Jugend gerade dann vernachlässigt wird, wenn sie der Aufsicht und Leitung am dringendsten bedarf. Es genügt nicht, sie in jungen Jahren gut zu unterrichten, und wenn sie selbständig geworden und herangewachsen sind, sie ihren eigenen Trieben zu überlassen." „Das Wunderbare dabei ist", heißt es weiter, „daß sehr oft die weisesten und besten Männer die thörichtsten Väter sind. Sollte aber ja ein Vater sein Bestes thun, dem Übel zu steuern, so verdirbt es eine thörichte Mutter

alles wieder.“ Ganz besonders gefährlich ist nach ihm das Leben am Hofe für die Söhne von Edelleuten. Manch ein edelangelegter Jüngling ging schon zugrunde, weil man sich über sein Erröten lustig gemacht. Von den Versuchungen, dem Luxus, der Verstellung, dem Fluchen und Schwören, dem Aberglauben [1]) und den leichtfertigen Reden des Hoflebens giebt Ascham eine ergötzliche Schilderung. In der That aber sah es nach ihm auf dem Lande nicht viel besser aus. Zucht und gute Sitte schienen in England immer mehr ihrem Verfalle entgegen zu gehen, und er sah darin ein Gericht Gottes wider die Undankbarkeit des Volkes. „Denn haben wir nicht“, ruft er aus, „das Licht des Wortes Gottes oft angezündet und ebenso oft wieder ausgeblasen, und sind wir nicht jetzt in Gefahr, durch unsere Undankbarkeit, die sich im Verachten der reinen Lehre und in einem Sündenleben kund giebt, Licht, Leuchter und alles miteinander zu verlieren?“ Dagegen vermögen auch Gesetze wenig zu thun, wie schon Isokrates bewiesen, sondern Zucht, Ordnung und sorgfältige Aufsicht muß daheim im Hause geübt werden.

Nachdem Ascham dann noch auf das Beispiel Roms und Athens hingewiesen, und die Ansicht, daß man die jungen Leute anstatt sie zu unterrichten lieber der Erfahrung allein überlassen solle, mit Berufung auf Erasmus widerlegt hat, geht er auf die körperlichen Übungen und auf den Zeitvertreib im allgemeinen ein. Von der Musik als pädagogischem Hilfsmittel hat er keine besonders hohe Meinung und hält ihren Einfluß, auf Galenus und Plato gestützt, im ganzen für verweichlichend [2]). Dagegen wird das Reiten, Schießen, Laufen, Springen, Ringen, Schwimmen, Tanzen, Jagen, Singen und das Ballspiel empfohlen, kurzum eine jede Übung, die im Freien und bei Tage stattfindet und körperliche Anstrengung erfordert. Nur durch eine rechte Abwechselung von geistiger Arbeit und körperlicher Übung kann die Erziehung vollkommene Resultate erreichen. Als ein Beispiel

1) Ganz besonders wird das Wahrsagen aus den Linien der Hand erwähnt (palmistry), eine Art des Aberglaubens, die sich neuerdings wieder in London breit macht.

2) Auch im „Toxophilus“ spricht sich Ascham gegen „zu viel Musik“ aus. S. 72.

führt Ascham die Königin Elisabeth an. „Man bringe mir sechs der bestunterrichteten Herren dieses Hofes, und sie alle zusammen zeigen nicht so viel guten Willen, verwenden nicht so viele Stunden täglich und regelmäßig auf den Erwerb von Kenntnissen als Ihre Majestät die Königin selbst. Ja, ich glaube, daß sie außer ihrer Geläufigkeit in der lateinischen, italienischen, französischen und spanischen Sprache täglich hier zu Windsor mehr Griechisch liest als mancher Pfarrer Lateinisch in der ganzen Woche. Und was besonders lobenswert ist: sie hat sich diese ausgezeichnete Bildung und dazu noch eine schöne Handschrift innerhalb der vier Wände ihres Studierzimmers allein angeeignet. Unter allen Wohlthaten, womit Gott mich gesegnet hat, ist außer der Erkenntnis der wahren Religion Christi die größte, daß Er mich berufen hat, die vortrefflichen Gaben dieser ausgezeichneten Fürstin entwickeln zu helfen."

Nach einer längeren Abschweifung betreffs der verschwenderischen Kleidertracht der Großen [1]) kommt Ascham am Schluß des ersten Teiles seines Buches auf die damalige Mode der jungen Leute zu reden, nach Italien zu reisen und dort längere Zeit, gleichsam als Abschluß ihrer Erziehung, zuzubringen.

Der Einfluß italienischer Litteratur und italienischen Lebens auf das damalige England war, wie jedermann weiß, ein höchst bedeutender. Man bemühte sich, die eigene Sprache nach italienischen, spanischen und französischen Vorbildern zu bereichern, las Tasso [2]) und Ariost [2]) und vor allem Boccaccio. Während einer langen Reihe von Jahren sind viele der Hauptwerke der englischen Litteratur auf italienische Quellen zurückzuführen. In John Lyly und seinem „Euphemism" erreichte dieser litterarische Einfluß seinen Gipfel. Man war, wie das häufig geschieht, wo ein gewisser fremder, litterarischer Geschmack Modesache wird, von der Nachahmung des Guten zu der Nachahmung des Schlechten fortgeschritten, und derselbe Einfluß, dem wir Chaucers unsterbliche „Canterbury tales" verdanken, und den wir in Spensers Versen

---

1) Darüber siehe u. a. Green, Short History of the English People, S. 389.

2) Seit 1600 auch in Übersetzungen erschienen.

wiederfinden, verdanken wir auch dieses lächerliche Produkt eines nicht unbegabten Mannes: das berühmte Beispiel eines erkünstelten, überladenen Stils, den Shakespeare in seinem „Armado“ in der „Verlorenen Liebesmühe“ verdienterweise parodiert hat.

Schlimmer noch war der Einfluß, den Italien damals auf die englischen Sitten ausübte, und Ascham erschien die Leidenschaft, mit der italienischer Geschmack, italienische Kleidung und italienische Leichtfertigkeit zur Schau getragen wurde, wie eine „Verzauberung der Circe“. Er kannte Italien aus eigener Anschauung, liebte die Sprache und verehrte das Land als die Mutter römischer Helden. Aber das damalige Italien war so verschieden vom alten Rom, wie schwarz und weiß, wie Laster und Tugend, und durchaus nicht das Land, wo junge Männer mit Nutzen ihre Studien vollenden konnten. Mit Anspielung auf Homer und Ulysses sagt Ascham: „Ich kenne mehrere Edelleute in England, die alle Sirenengesänge Italiens nicht vom Maste des göttlichen Wortes loszumachen, und die keine Verzauberung von der Gottesfurcht und Tugendliebe abzubringen vermochten. Aber ich kenne noch mehr, und einige davon liebe Freunde, die aus Italien eine schlimmere Verwandelung mitbrachten, als wenn sie je Circes Hof besucht hätten.“ Eine gewisse diplomatische Schlauheit eigneten sie sich an, aber der Unterschied zwischen Gut und Böse kam ihnen abhanden. Tugend und Gelehrsamkeit wurden vergessen und dafür religiöse Gleichgültigkeit, Stolz und ein lasterhaftes Leben eingetauscht [1]). „Inglese italianato e un Diavolo incarnato“ war eine damals gewöhnliche Redensart.

Ebenso strenge ist Ascham „wider die leichtfertigen (merry) italienischen Bücher, deren mehr während der letzten Monate gedruckt wurden, als im Laufe von zehn Jahren vorher“. Den Einfluß derselben auf die Jugend hält er für um so schlimmer, als sie sich jetzt in englischer Übersetzung an einen größeren Leserkreis wandten. „Als das Papsttum wie ein

1) „Die Italiener spotten über den Papst und beschimpfen Luther: eine Geschichte aus Boccaccio ist ihnen lieber als eine aus der Bibel; sie sind Epikuräer in ihrer Lebensweise und ἄθεοι in ihrer Lehre“, sagt Ascham.

stehendes Gewässer ganz England bedeckte", zu der Zeit habe man „La Morte d'Arthur" [1]) gelesen, ein Buch, das sich um nichts anderes als Totschlag und Ehebruch drehe; aber zehn Bücher derart richteten nicht so viel Unheil an, wie diese neuen italienischen Übersetzungen.

Nachdem dann die Lasterhaftigkeit des damaligen Lebens in Venedig noch besonders erwähnt worden ist, schließt der Verfasser den ersten Teil seines Buches mit der beredten Ermahnung ab, neben dem Unterricht die sittliche Erziehung nicht zu vergessen.

Der zweite Teil des „Schole Master" handelt hauptsächlich vom Erlernen der lateinischen Sprache. Ascham ist kein Freund von langem Unterricht in der Grammatik. Er will seine Schüler, sobald sie die Deklinationen und Konjugationen überwunden haben, sofort in die Lektüre der Klassiker eingeführt wissen. Sorgfältiges Präparieren, sowie schriftliche Übersetzung und Rückübersetzung werden obenan gestellt. Die übrigen von Quintilian [2]) empfohlenen Lernmethoden, Paraphrasis, Metaphrasis, Epitome, Imitatio, Deklamatio und Emendatio werden als ungeeignet für den jugendlichen Lerner verworfen; dagegen wird denselben der Wert für eine höhere Ausbildung im Lateinischen nicht abgesprochen; namentlich erachtet Ascham eine Sammlung von Parallelstellen aus verschiedenen Schriftstellern mit einer sorgfältigen Begründung etwaiger Abweichungen für äußerst wichtig. Übrigens ist das ganze Kapitel rein philologisch und wimmelt von lateinischen und griechischen Citaten. Am Schluß findet sich eine Einzelcharakteristik der lateinischen Schriftsteller. Hier und da jedoch stoßen wir auch auf allgemein-interessante Äußerungen, so z. B., wo von Melanchthons Stil die Rede ist. „Gewisse Gelehrte", heißt es dort, „haben aus Liebe zu Melanchthon, aber ohne gehörig zu erwägen, wie derselbe seiner Natur und Anlage nach, ganz in genere disciplinario, d. h. im Studieren, Lehren und Erklären gelehrter Dinge aufging, seinen Stil nachgeahmt und sich eine kalte, magere und schwächliche Ausdrucks-

1) Auch in der Vorrede zum „Toxophilus" wendet sich Ascham gegen leichtfertige Lektüre.

2) „De instit. orat.", lib. X.

weise geschaffen, selbst da, wo der Gegenstand Wärme und Eindringlichkeit erforderte. Sie gleichen einem Manne, der ein Vergnügen daran fand, sich an einem rauhen, regnerischen Wintertage mit nichts anderem zu bekleiden als mit einem halbleinenen schlichten Kittel ohne Unterfutter, der weder Wind und Wetter noch an heißen Tagen die Sonne abzuhalten stark genug ist."

Aschams Toleranz tritt in der folgenden Stelle, wo von Luthers Gegner Osorius die Rede ist, zutage.

„Kein Mensch", heißt es dort, „kann ihn mehr beklagen als ich, nicht nur wegen der ausnehmenden Gelehrsamkeit, die ich in ihm wahrnehme, sondern auch, weil wir aufrichtige Zeichen herzlicher Zuneigung und freundlicher Geneigtheit zwischen uns ausgetauscht haben. Und sicherlich: die Entfernung zwischen London und Lissabon würde einen Freundschaftsdienst, den ich ihm oder den Seinigen erweisen könnte, nicht hindern, wenn nicht die wichtigste Sache von allen uns in gewissen Punkten trennte.

„In meinem Verhalten zu ihm und anderen in der Heimat habe ich mich, wegen ihrer großen Gelehrsamkeit, Weisheit und freundlichen Menschenliebe, so lange es sich lediglich um eine innere Verschiedenheit aus Gewissensgründen handelt, die aber das Gemüt ruhig läßt und sich nicht in polemischer Bosheit und verächtlichem Spott öffentlich äußert, stets von der Regel leiten lassen: obschon wir eines mißbilligen, brauchen wir doch nicht alles in Ihnen zu hassen."

Bei Gelegenheit der Epitome empfiehlt Ascham, im Stile sich der Kürze zu befleißigen und allen überflüssigen Redeschmuck zu vermeiden. „Denn zwanzig versehen es darin, daß sie zu viel schreiben, gegen einen, der zu wenig schreibt, gerade wie auch mehr aus Überladung krank werden, als aus Mangel und Leere.... Denn selbst die, deren erfindungsreicher Kopf allen Lagen gerecht wird, und die an allen Orten und bei allen Gelegenheiten mit der Zunge fertig sind, machen gewöhnlich größere Versehen als schwerfällige, ausdauernde, schweigsame Männer, und die gewandtesten, schlagfertigsten Redner sind weder stets die besten, klarsten und verständigsten Schriftsteller, noch die besten Richter in wichtigen Angelegenheiten."

Gegen den Schluß hin wird es klar, daß Ascham auch von der damaligen Bewegung, die antiken Versmaße, namentlich auch den Hexameter, anstatt des „barbarischen" Reimes einzuführen, angesteckt worden war. Der Pedant Harvey stand an der Spitze dieser Bewegung und es fehlte nicht viel, so wäre selbst Spenser von dieser neuen Tollheit fortgerissen worden [1]).

Nachdem im Folgenden noch Cicero wegen seiner an Attikus gerichteten Mitteilung, daß es in ganz England weder ein Lot Silber noch irgendjemanden gebe, der den Wissenschaften und Künsten huldige [2]), humoristischerweise vor den Richterstuhl gefordert worden ist, schließt der Verfasser mit der erwähnten vortrefflichen Charakteristik der lateinischen Schriftsteller sein Buch ab.

Sonderbarerweise wird Cicero, der doch von allen lateinischen Schriftstellern am höchsten gestellt und dessen Stil am dringendsten zur Nachahmung empfohlen wird, keine besondere Besprechung gewidmet, während Cäsar, Varro und Sallust eingehend besprochen werden. Dies, sowie Andeutungen im Buche selbst, und die Thatsache, daß „Declamatio", die sechste Methode zur Erlernung einer Sprache, übergangen wird, legen die Vermutung nahe, daß die Abhandlung in der uns vorliegenden Gestalt unvollendet ist [3]). Der Mangel eines förmlichen Schlußwortes, das doch am Ende des ersten Teiles nicht fehlt, sowie Stellen in einem lateinischen Briefe an Sturm in Straßburg, worin er denselben bescheidentlich ersucht, dieselbe Stelle aus Cicero als Beispiel verwerten zu dürfen, die sein Freund früher schon zu ähnlichen Zwecken be-

1) Siehe Smith, History of English Literature, S. 73 und Elze, Der englische Hexameter.

2) „Britannici belli exitus exspectatur: constat enim, aditus insulae esse munitos mirificis molibus. Etiam illud jam cognitum est, neque argenti scrupulum esse ullum in illa insula, neque ullam spem praedae nisi ex mancipiis: ex quibus nullos puto te literis aut musicis eruditos exspectare."

3) S. 323: „Von Cicero an geeigneterem Orte ausführlicher." S. 325: „Vier Schriftsteller aus der Blütezeit der lateinischen Sprache sind uns überliefert: Varro, Sallust, Cäsar und Cicero.... Auf diese wünsche ich die Aufmerksamkeit meiner Schüler zuerst zu richten."

nutzt hatte [1]), und worin er ihn weiter ersucht, ihm baldmöglichst alles, was er über denselben Gegenstand, den lateinischen Stil nämlich, geschrieben habe, zusenden zu wollen, damit der „Schole Master", der jetzt „noch nackt und unansehnlich dastehe, ein besseres Gewand erhalte, ehe er öffentlich erscheine": alles dies macht jene Vermutung zur Gewißheit.

Zu den verloren gegangenen Schriften Aschams gehört namentlich sein Buch über allerlei körperliche Übungen, betitelt „The Cockpit" d. h. der Platz für Hahnenkämpfe. Er selbst erwähnt dasselbe im „Schole Master" gleichzeitig mit „Toxophilus" und seinem Buch über die „ersten Grundsätze der Grammatik". Mit dem letzteren Titel wird wahrscheinlich sein Hauptwerk selbst bezeichnet.

Von Aschams lateinischen Schriften sind uns nur seine „Epistolarum libri tres" erhalten. Dieselben sind meist philologischen Inhaltes und an fast alle damals berühmten Gelehrten gerichtet. Von allgemeinem Interesse sind sie nicht, und soweit sie auf des Verfassers Leben Bezug nahmen, ist ihrer bereits Erwähnung gethan.

Schließlich müssen wir noch in kurzen Worten auf die Stellung eingehen, die Ascham in der englischen Litteratur einnimmt.

Das erste Viertel des sechzehnten Jahrhunderts ist in der englischen Litteraturgeschichte durch die Wiederbelebung der englischen Sprache als Schriftsprache gekennzeichnet. Im allgemeinen waren die Schriftsteller der damaligen und der früheren Zeit durchaus nicht geneigt, sich des Englischen zu bedienen. Sie hielten es für unter ihrer Würde, und wenn sie es trotzdem thaten, so geschah es lediglich, um die Volksschichten zu erreichen (the commonalty), und sicherlich nie, ohne in der Vorrede für ein so außergewöhnliches Unternehmen gehörig Abbitte zu leisten [2]). Daneben

1) Es war dies eine Stelle aus Ciceros „Oratio pro P. Quintio", § 6, die mit den Worten anfängt: „etenim si veritate amicitia, fide societas" u. s. w. Im Text des „Schole Master" findet sich dieselbe nicht.

2) Noch Lord Bacon, etwa ein halbes Jahrhundert später, sagt: „Ich glaube, daß die lateinisch geschriebenen Bände meiner Aufsätze, da sie in der Universalsprache abgefaßt sind, so lange dauern werden, als es überhaupt

war es für einen Gelehrten damaliger Zeit schwieriger, in der englischen Sprache zu schreiben, als in der lateinischen Sprache, in deren Gebrauch er aufgewachsen und deren Regeln seit Jahrhunderten feststanden. Ascham selbst erkennt das an, und wir dürfen uns darüber nicht wundern, wenn wir den bis zur Veröffentlichung des Neuen Testaments durch Tyndale im Jahre 1526 noch durchaus schwankenden englischen Sprachgebrauch im Auge behalten. So klagt Caxton, der bekannte erste englische Buchdrucker, gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts: „Unsere jetzige Sprache ist ganz verschieden von der Sprache, die ich in meiner Kindheit redete.“ Und an einer anderen Stelle: „Der Dialekt, der in der einen Grafschaft gesprochen wird, ist so verschieden von dem Dialekt der anderen, daß zu meiner Zeit Kaufleute, die auf einer Reise nach Zeeland Windstille hatten, in Foreland landen mußten und einen ihrer Kameraden in ein Haus gesandt hatten, um Fleisch und besonders Eier einzukaufen, sich mit der Antwort der Frau des Hauses begnügen mußten; ‚sie verstehe kein Französisch‘. Erst als der Bote statt des Wortes ‚eggs‘ das Wort ‚eyren‘ gebrauchte, wurde er verstanden“ [1]).

Seit Mandeville, dessen Reisen in drei verschiedenen Sprachen veröffentlicht wurden (ca. 1350), hatten nicht mehr als höchstens ein Dutzend Schriftsteller sich der Landessprache als Schriftsprache bedient; und der Stil dieser wenigen war pedantisch und überladen und wimmelte von lateinischen und französischen Ausdrücken.

Das Verdienst der Wiedereinsetzung der englischen Sprache in ihre Rechte gebührt einem Kreise von Gelehrten in Cambridge, dessen größte Zierde eben unser Ascham bildet. Außer ihm mögen als Vertreter dieser Bewegung noch Wilson und Cheke genannt sein. So sehr sich nun aber diese Männer bemühten, die Schriftsprache von den stilistischen Ungeheuerlichkeiten gelehrter Pedanten (den sogenannten inkhorn-terms) zu reinigen, so

---

Bücher giebt.“ Siehe Henry Reed, Introduction to English Literature, S. 46.

1) Siehe Green, Short History of the English People, S. 291. Caxton stammte aus Kent.

haftete doch ihrer Sprache immer noch der lateinische Charakter [1]) an. Die Satzbildung war und blieb eine lateinische, und verlor diese Eigenschaft erst im Laufe des nächsten Jahrhunderts. Die englische Sprache mußte, wie Saintsbury sagt [2]), erst wieder gehen lernen, ehe sie sich zu selbständigem, höherem Fluge anschicken konnte. Immerhin bleibt das nationale Bewußtsein, das sich in dieser Glanzepoche englischer Geschichte nun auch inbezug auf die Buchsprache geltend zu machen anfing, bemerkenswert. Bei Ascham zeigt sich dasselbe auch noch in anderer Beziehung. Er redet mit Begeisterung von der englischen Geschichte, die einem zukünftigen Homer ebenso gutes Material biete wie das alte Griechenland; er citiert Chaucer und nennt ihn den englischen Virgil (und das zu einer Zeit, wo eigentlich nur lateinische und griechische Citate etwas bedeuten wollten); er berichtet mit Stolz von den Siegen, die England der alten Nationalwaffe, dem Bogen, verdanke.

Außerdem wagt es Ascham, hier und da neue Wörter zu bilden; sein Stil zeigt, namentlich bei lebhaften Stellen, Spuren von Originalität; dann und wann läßt er sogar seinem Humor, freilich stets in bescheidenem Maße, die Zügel schießen. Die große Ruhe in seinen Schriften ist auf den ersten Blick auffällig. Einige Anspielungen abgerechnet könnten seine Abhandelungen in der friedlichsten und stillsten Ära der englischen Geschichte abgefaßt sein. Das Zeitalter mit seinen wilden Parteiungen spiegelt sich darin nicht, sondern lediglich der fleißige, forschende, allem Gewaltsamen abholde Gelehrte, der im Geiste eines Philosophen die gewaltigen Ereignisse beobachtete, die sich während seiner Lebzeiten vollzogen. Daneben aber finden wir durchaus keinen Mangel an Energie. Gehörte doch schon ein nicht geringer Mut dazu, mit den bisherigen Traditionen inbezug auf die Sprache gelehrter Abhandlungen zu brechen. Auch werden, wie schon oben angedeutet, die protestantischen Grundsätze klar genug, wenn auch nicht heftig, verfochten.

---

1) Mores „Geschichte Edwards V." steht hinsichtlich der Reinheit des Stils obenan.

2) Siehe dessen „Elizabethan Literature".

Abgesehen aber von Aschams sprachlichen Vorzügen, seiner Gelehrsamkeit und seinem edlen Charakter gebührt ihm offenbar unter den Reformatoren des Erziehungswesens eine der ersten Stellen.

Als solchem wird ihm auch die Dankbarkeit einer einsichtsvollen Nachwelt nicht fehlen, die, bewußt oder unbewußt, viele der bewährtesten Methoden im heutigen Schulunterricht auf ihn zurückführt, den stillen Gelehrten, den Freund Bucers und Sturms und den Lehrer der ruhmreichsten Königin Englands.

Anhang.

I.

Zu S. 62 ff. Wie bereits gesagt, bezieht sich lediglich das erste Buch von Sir Thomas Elyots Werk: „The Governour“ auf Erziehung, und auch da nur auf die Erziehung von Knaben höherer Stände, die später einflußreiche Stellungen im Staate einzunehmen bestimmt sind. Die übrigen zwei Bücher handeln von den Tugenden eines Regenten. Einige Auszüge aus diesem ersten Buche dürften hier an der Stelle sein. Sir Thomas beginnt ab ovo, nämlich mit der Wahl einer Amme und der dabei anzuwendenden Vorsicht. Sie muß nach ihm gereiften Alters sein, nicht unter zwanzig und nicht über dreißig Jahre alt, von gesunder Farbe und mit keinerlei Krankheit behaftet. In Gegenwart des Kindes soll sie sich der äußersten Ehrbarkeit befleißigen. Außer dem Doktor sollen Mannspersonen ganz von ihr ferne gehalten werden, denn der Nachahmungstrieb der Kinder entwickele sich schon sehr früh, und müsse daher ein etwaiges böses Beispiel auf das sorgfältigste vermieden werden.

Die Übung im Lateinisch-reden soll schon vor dem siebenten Jahre beginnen, und womöglich soll schon die Amme den Anfang damit machen. Ist sie dazu nicht imstande, so soll sie sich doch einer „reinlichen“, gebildeten und artikulierten Aussprache des Englischen befleißigen.

Als Grundprinzip alles Unterrichtes stellt Elyot wie auch Ascham nach ihm Quintilians Vorschrift hin, Liebe statt der Härte walten zu lassen und dem Schüler den Unterrichtsgegenstand anziehend zu machen. Daher sollen die ersten Buchstaben dem Kinde gemalt und zwar in bunten Farben vorgelegt werden. Weiter soll sich der Lehrer bemühen, den Charakter des Knaben, seine Neigungen und Abneigungen und seine natürlichen Gaben

kennen zu lernen. Der Unterricht soll mit körperlichen Übungen oder mit der Musik abwechseln. Zeichnen, Malen und Holzschnitzen oder Schreinereiarbeiten seien zu befördern, so daß stets genügendes Material vorliege, um die Mußestunden nützlich auszufüllen. Sehr charakteristisch fährt Elyot an dieser Stelle (Kap. 8) fort: „Nicht ohne triftigen Grund wurden Fürsten in ihrer Jugend in diesen praktischen Fächern unterrichtet. Diese Fertigkeit kam ihnen später beim Erfinden oder Verbessern von Kriegsmaschinen zustatten. Ein Hauptmann, der gelernt hat, Skizzen vom Feindeslande aufzunehmen, wird der Armee behilflich sein, gefährliche Wege zu vermeiden und strategisch wichtige Punkte zu besetzen.... Wer ferner imstande ist, die Züge edler Männer aus der Geschichte oder deren Thaten mit dem Griffel oder Pinsel darzustellen, wird dadurch um so festeren Grund zur Nachahmung dieser Männer legen."

Im zehnten Kapitel handelt Elyot von der Ordnung des Unterrichts und erörtert die Frage, welche Autoren zuerst zu lesen seien. Griechisch und Lateinisch sollen zu gleicher Zeit getrieben werden, und zwar das letztere auch als Umgangssprache. Der Unterricht in der Grammatik soll nicht so lang und eingehend sein, um das Gefühl der Ermüdung im Schüler aufkommen zu lassen. Der Funke der Lernbegierde werde durch die Last der Regeln erstickt, wie ein geringes Feuer durch die Masse des darauf geworfenen Reisigs. Äsops Fabeln, Lucians Dialoge und Aristophanes werden, natürlich nur in gehöriger Auswahl, zum Studium empfohlen. Daneben Homer, „die Quelle aller Beredsamkeit, aller Bildung und aller Regententugend". Virgil und Horaz werden dem Ovid als Unterrichtsbücher vorgezogen. Hand in Hand mit der Lektüre sollen Übungen im Versemachen gehen. „Vom dreizehnten Jahre an", fährt Elyot fort, „muß das Studium der Logik und der Rhetorik an der Hand Ciceros und Quintilians beginnen. Auch Geschichte und Geographie müssen in ihre Rechte eintreten. Philosophischen Werken, wie Aristoteles' Ethik, wird erst später, nach Erreichung des siebzehnten Lebensjahres, ein Platz im Lehrplan eingeräumt. Vom biblischen Unterricht schreibt der Verfasser: „Die Kenntnis der geschichtlichen Bücher der Bibel ist höchst notwendig für einen Edelmann, nachdem er zu reiferen Jahren gekommen ist. Alles Übrige, zusammen mit dem Neuen Testament, muß mit Ehrfurcht behandelt werden wie ein himmlischer Edelstein oder ein göttliches Reliquium. Als Hauptausleger diene ein wahrer und fester Glaube...."

Was körperliche Erziehung anbetrifft, so befürwortet Elyot das Maßhalten im Essen, Trinken und Schlafen. Acht Stunden Schlafes sind nach ihm genügend. Wein soll nur mit Wasser ver-

mischt genossen werden. Ringübungen sowie gymnastische Übungen im allgemeinen, dazu Schwimmen und Reiten werden im steten Hinblick auf den Nutzen körperlicher Gewandtheit und Ausdauer in etwaigen Kriegen empfohlen und durch Beispiele aus alten Schriftstellern erläutert. Dem Tanzen wird nach unseren jetzigen Begriffen fast zu viel Gewicht beigelegt. Von Spielen wird dem Schach der Vorrang gegeben wegen seines Einflusses auf den Verstand und das Gedächtnis. Das heutzutage in England so beliebte Fußballspiel dagegen wird mit harten Worten als verrohend und eines Edelmannes unwürdig abgefertigt.

II.

Unter den weniger bekannten, älteren englischen Schriftstellern, die über Erziehung geschrieben haben, erwähnen wir:

J. Milton, Tractate of Education (1644).

Th. Fuller, passim in seinem Holy and Profane State (1648).

J. Locke, Some thoughts concerning education (1690).

J. Arbuthnot, Memoirs of Martinus Scriblerus (1709). Passim.

Lord Kames, Loose Hints on Education (1781).

George Combe (1788—1858), On national Education

N. William Senior (1790—1864), On national Education.

III.

Zu S. 9. Das reichbewegte Leben Elmers, oder Aelmers, wie er sich selbst schreibt, bildet einen schroffen Gegensatz zu dem ruhigen, von keinem Ehrgeiz umgetriebenen Leben Aschams. Aelmer hatte Theologie studiert und sich der neuen Lehre zugewandt, ehe er Lady Jane unterrichtete. Vor dem Regierungsantritt Elisabeths mußte er aus England fliehen. Er begab sich zunächst nach Straßburg, wo er längere Zeit verweilte und seine Hauptschrift wider John Knox und dessen „First Blast“ veröffentlichte (1559). Später bot ihm der Kurfürst von Sachsen die Professur des

Hebräischen in Jena an, die aber abgelehnt wurde. Nach vielen Reisen zum Besuch deutscher und italienischer Hochschulen kehrte Aelmer nach England zurück, wurde mit offenen Armen von Elisabeth empfangen und im Jahre 1576 zum Bischof von London gemacht. Den Rest seines Lebens verbrachte er in forwährenden litterarischen Fehden und starb 1594, den Namen eines ehrgeizigen, streit- und verfolgungssüchtigen Prälaten hinterlassend.

Näheres über Aelmer in Strypes „Life of Bishop Aylmer“; Neals „History of the Puritans“ und in „Anthony à Wood“.

Erinnerungen eines Jenenser Studenten.

Aus dem Tagebuche eines Engländers.

Eine der interessantesten litterarischen Erscheinungen in England während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ist Henry Crabb Robinson. Er war in gewissem Sinne ein Vorläufer Carlyles und gehört zu den wenigen — außer ihm dürften nur noch Coleridge und Mrs. Austin zu erwähnen sein —, die damals unter den englischen Schriftstellern und Gelehrten eine gründliche Kenntnis der deutschen Philosophie und Litteratur besaßen. Bei Robinson gründete sich dieselbe auf einen langjährigen Aufenthalt in Deutschland während der Jahre 1800 bis 1805 und später im Jahre 1806 als Korrespondent der „Times“ in Altona. Seine persönliche Bekanntschaft mit fast allen deutschen Dichtern der damaligen so reichen Litteraturperiode und die lebhaften Schilderungen seiner Reisen und Erlebnisse, ganz abgesehen von seinem eigenen hervorragenden und liebenswürdigen Charakter, machen seine Erscheinung noch besonders interessant. Kaum dürfte es im ganzen Gebiet der englischen Memoirenlitteratur eine fesselndere Lektüre geben als die in drei Bänden erschienenen Tagebücher, Erinnerungen und Briefe Henry Crabb Robinsons.

Wir beabsichtigen, aus dem reichen Schatz, der in diesem Buche enthalten ist, dem deutschen Leser im Folgenden diejenigen Abschnitte darzubieten, die sich auf Deutschland, namentlich auf Weimar und Jena, beziehen. Vorerst jedoch sei in wenigen Worten der Lebensgang Robinsons bis zum Jahre 1800 angedeutet.

Henry Crabb Robinson wurde am 13. März 1775 zu Bury St. Edmund von einfachen Eltern geboren. Sein Vater und Urgroßvater waren Gerber. Nach einer ziemlich sorgfältigen Erziehung wurde Henry in seinem funfzehnten oder sechzehnten

Jahre zu einem Sachwalter in die Lehre gethan. Dort wie auch später auf anderen Stellen zeichnete er sich durch seine Redegabe, seine Belesenheit und seine auf den Einfluß der französischen Revolution zurückzuführenden liberalen Ansichten aus. Im Jahre 1798 starb sein Onkel und hinterließ ihm und seinen Brüdern ein beträchtliches Vermögen. Nun konnte der lernbegierige Jüngling seinen Lieblingswunsch, Deutschland, die Heimat der Philosophie und der Dichtkunst, zu besuchen, in Ausführung bringen. Dieser Wunsch war noch besonders in ihm genährt worden durch Parry, den Nordpolfahrer, dessen Bekanntschaft er einmal zufällig in Yarmouth gemacht hatte, und durch den Schriftsteller Taylor in Norwich, den Verfasser eines sehr oberflächlichen Buches über deutsche Litteratur. Ein gewisser Aldebert, ein deutscher Kaufmann, versprach ihm, ihn bis nach Frankfurt zu geleiten, und so schiffte sich denn der junge, jetzt fünfundzwanzigjährige Engländer im Jahre 1800 in Yarmouth ein, von wo aus er in drei Tagen Hamburg und, nach kurzem Aufenthalt daselbst, endlich Frankfurt erreichte. Hier verlegte er sich sofort und mit großem Fleiß auf das Studium der deutschen Sprache. „Frankfurt war damals“, so schreibt er in seinem Tagebuch, „eine befestigte Stadt; ein Umstand, der ihr, was Luft und Behaglichkeit anbetrifft, sehr zum Nachteil gereichte und zwar, ohne dem entsprechende Vorteile dafür darzubieten; denn die Befestigungen waren nahezu nutzlos ...“ „Hätte man damals“, fährt er in einem Briefe an seinen Bruder Thomas fort, „eine Rakete oder einen Schwärmer in einer Stadt Großbritanniens losgelassen, und die That auf die Franzosen zurückgeführt, so würden, glaube ich, die Hälfte aller alten Weiber in Ohnmacht gefallen sein. Nun hatte ich noch so viel von einer alten Weibernatur an mir, daß ich eines Tages, als ich über meiner deutschen Grammatik eingeschlafen war, und plötzlich das Mädchen ins Zimmer rannte und schrie: ‚die Franzosen sind vor dem Thor!‘ mit zwei Sprüngen die Treppe hinunter war und der Hauptstraße zuflog. Es war ein falscher Lärm gewesen. Trotzdem war alles in Aufregung und Verwirrung. Ein Regiment Mainzer Truppen hatte Einlaß verlangt. Sie waren mit Kanonen und brennenden Lunten auf dem Marsch zur Unterstützung ihrer Verbündeten, die in einer

Entfernung von nur wenigen Meilen von den Franzosen hart bedrängt wurden. Die Soldaten waren stramme Kerle und sahen, wenn auch nicht mutlos, so doch ernst darein. Ich wußte, daß sie in den Kampf zogen, und das Herz sank mir im Leibe wie einem Feigling. Als sie vorübergezogen waren, ließ meine Niedergeschlagenheit nach. Den ganzen Tag erfuhren wir nichts weiter. Am nächsten Morgen aber hörten wir, daß die Franzosen dreimal zurückgeschlagen seien, daß sie aber früh am Tage den Angriff erneuert hätten, und daß der Kampf noch fortdauere. Ich ließ meine Bücher Bücher sein und eilte auf die Wälle, die mit Neugierigen besät waren. Kuriere kamen und gingen, aber niemand wußte, wie die Sachen lagen. In solchen Zeiten ist der Bürger der unwissende Haufe, der Soldat ist der Gentleman. Unsere Neugierde sollte jedoch bald befriedigt werden. Wagen rollten in kurzen Zwischenräumen langsam in die Stadt, und obwohl mit Stroh und Mänteln bedeckt, sahen wir doch oft, wie es sich darin bewegte. Nur Verwundete, weiter nichts! Kurz darauf wagte ich es, mit einem Doktor einen Ausflug zu machen. Wir stiegen einen Hügel hinauf und kamen nahe genug, um das Gewehrfeuer zu hören und den Rauch und das Aufleuchten der Geschütze zu sehen. Ich war halb ärgerlich mit mir selbst wegen meiner Ruhe. Es stand fest, daß jeden Augenblick schreckliche Wunden geschlagen oder irgendein armer Kerl ins Jenseits geblasen wurde, und ich? — ich aß Kirschen! Aber auch das war ja natürlich, denn wir sind sympathischer Natur, und Gleichgültigkeit oder Mangel an Leidenschaft ist so ansteckend wie die Leidenschaft selbst. . . . Am nächsten Tage abends kamen denn die Franzosen wirklich, und ich war vom Wall aus Zeuge ihres Einmarsches. Ich war erstaunt über die allgemeine Gleichgültigkeit. . . . Die Soldaten wurden in der Stadt einquartiert, und ein netter, junger Offizier kam in das Haus, wo ich logierte. Ich wurde bald mit ihm bekannt; er liebte Poesie, und wir unterhielten uns über allerlei Gegenstände. Er schien sich nichts daraus zu machen, daß ich ein Engländer war, wie denn die Kriegswut zu der Zeit bereits beträchtlich nachgelassen hatte. . . ."

„Von den Personen, die ich in Frankfurt kennen lernte, muß

4*

war es für einen Gelehrten damaliger Zeit schwieriger, in der englischen Sprache zu schreiben, als in der lateinischen Sprache, in deren Gebrauch er aufgewachsen und deren Regeln seit Jahrhunderten feststanden. Ascham selbst erkennt das an, und wir dürfen uns darüber nicht wundern, wenn wir den bis zur Veröffentlichung des Neuen Testaments durch Tyndale im Jahre 1526 noch durchaus schwankenden englischen Sprachgebrauch im Auge behalten. So klagt Caxton, der bekannte erste englische Buchdrucker, gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts: „Unsere jetzige Sprache ist ganz verschieden von der Sprache, die ich in meiner Kindheit redete.“ Und an einer anderen Stelle: „Der Dialekt, der in der einen Grafschaft gesprochen wird, ist so verschieden von dem Dialekt der anderen, daß zu meiner Zeit Kaufleute, die auf einer Reise nach Zeeland Windstille hatten, in Foreland landen mußten und einen ihrer Kameraden in ein Haus gesandt hatten, um Fleisch und besonders Eier einzukaufen, sich mit der Antwort der Frau des Hauses begnügen mußten; ‚sie verstehe kein Französisch‘. Erst als der Bote statt des Wortes ‚eggs‘ das Wort ‚eyren‘ gebrauchte, wurde er verstanden“ [1]).

Seit Mandeville, dessen Reisen in drei verschiedenen Sprachen veröffentlicht wurden (ca. 1350), hatten nicht mehr als höchstens ein Dutzend Schriftsteller sich der Landessprache als Schriftsprache bedient; und der Stil dieser wenigen war pedantisch und überladen und wimmelte von lateinischen und französischen Ausdrücken.

Das Verdienst der Wiedereinsetzung der englischen Sprache in ihre Rechte gebührt einem Kreise von Gelehrten in Cambridge, dessen größte Zierde eben unser Ascham bildet. Außer ihm mögen als Vertreter dieser Bewegung noch Wilson und Cheke genannt sein. So sehr sich nun aber diese Männer bemühten, die Schriftsprache von den stilistischen Ungeheuerlichkeiten gelehrter Pedanten (den sogenannten inkhorn-terms) zu reinigen, so

---

Bücher giebt.“ Siehe Henry Reed, Introduction to English Literature, S. 46.

1) Siehe Green, Short History of the English People, S. 291. Caxton stammte aus Kent.

haftete doch ihrer Sprache immer noch der lateinische Charakter [1]) an. Die Satzbildung war und blieb eine lateinische, und verlor diese Eigenschaft erst im Laufe des nächsten Jahrhunderts. Die englische Sprache mußte, wie Saintsbury sagt [2]), erst wieder gehen lernen, ehe sie sich zu selbständigem, höherem Fluge anschicken konnte. Immerhin bleibt das nationale Bewußtsein, das sich in dieser Glanzepoche englischer Geschichte nun auch inbezug auf die Buchsprache geltend zu machen anfing, bemerkenswert. Bei Ascham zeigt sich dasselbe auch noch in anderer Beziehung. Er redet mit Begeisterung von der englischen Geschichte, die einem zukünftigen Homer ebenso gutes Material biete wie das alte Griechenland; er citiert Chaucer und nennt ihn den englischen Virgil (und das zu einer Zeit, wo eigentlich nur lateinische und griechische Citate etwas bedeuten wollten); er berichtet mit Stolz von den Siegen, die England der alten Nationalwaffe, dem Bogen, verdanke.

Außerdem wagt es Ascham, hier und da neue Wörter zu bilden; sein Stil zeigt, namentlich bei lebhaften Stellen, Spuren von Originalität; dann und wann läßt er sogar seinem Humor, freilich stets in bescheidenem Maße, die Zügel schießen. Die große Ruhe in seinen Schriften ist auf den ersten Blick auffällig. Einige Anspielungen abgerechnet könnten seine Abhandelungen in der friedlichsten und stillsten Ära der englischen Geschichte abgefaßt sein. Das Zeitalter mit seinen wilden Parteiungen spiegelt sich darin nicht, sondern lediglich der fleißige, forschende, allem Gewaltsamen abholde Gelehrte, der im Geiste eines Philosophen die gewaltigen Ereignisse beobachtete, die sich während seiner Lebzeiten vollzogen. Daneben aber finden wir durchaus keinen Mangel an Energie. Gehörte doch schon ein nicht geringer Mut dazu, mit den bisherigen Traditionen inbezug auf die Sprache gelehrter Abhandlungen zu brechen. Auch werden, wie schon oben angedeutet, die protestantischen Grundsätze klar genug, wenn auch nicht heftig, verfochten.

1) Mores „Geschichte Edwards V." steht hinsichtlich der Reinheit des Stils obenan.

2) Siehe dessen „Elizabethan Literature".

Abgesehen aber von Aschams sprachlichen Vorzügen, seiner Gelehrsamkeit und seinem edlen Charakter gebührt ihm offenbar unter den Reformatoren des Erziehungswesens eine der ersten Stellen.

Als solchem wird ihm auch die Dankbarkeit einer einsichtsvollen Nachwelt nicht fehlen, die, bewußt oder unbewußt, viele der bewährtesten Methoden im heutigen Schulunterricht auf ihn zurückführt, den stillen Gelehrten, den Freund Bucers und Sturms und den Lehrer der ruhmreichsten Königin Englands.

Anhang.

I.

Zu S. 62 ff. Wie bereits gesagt, bezieht sich lediglich das erste Buch von Sir Thomas Elyots Werk: „The Governour“ auf Erziehung, und auch da nur auf die Erziehung von Knaben höherer Stände, die später einflußreiche Stellungen im Staate einzunehmen bestimmt sind. Die übrigen zwei Bücher handeln von den Tugenden eines Regenten. Einige Auszüge aus diesem ersten Buche dürften hier an der Stelle sein. Sir Thomas beginnt ab ovo, nämlich mit der Wahl einer Amme und der dabei anzuwendenden Vorsicht. Sie muß nach ihm gereiften Alters sein, nicht unter zwanzig und nicht über dreißig Jahre alt, von gesunder Farbe und mit keinerlei Krankheit behaftet. In Gegenwart des Kindes soll sie sich der äußersten Ehrbarkeit befleißigen. Außer dem Doktor sollen Mannspersonen ganz von ihr ferne gehalten werden, denn der Nachahmungstrieb der Kinder entwickele sich schon sehr früh, und müsse daher ein etwaiges böses Beispiel auf das sorgfältigste vermieden werden.

Die Übung im Lateinisch-reden soll schon vor dem siebenten Jahre beginnen, und womöglich soll schon die Amme den Anfang damit machen. Ist sie dazu nicht imstande, so soll sie sich doch einer „reinlichen“, gebildeten und artikulierten Aussprache des Englischen befleißigen.

Als Grundprinzip alles Unterrichtes stellt Elyot wie auch Ascham nach ihm Quintilians Vorschrift hin, Liebe statt der Härte walten zu lassen und dem Schüler den Unterrichtsgegenstand anziehend zu machen. Daher sollen die ersten Buchstaben dem Kinde gemalt und zwar in bunten Farben vorgelegt werden. Weiter soll sich der Lehrer bemühen, den Charakter des Knaben, seine Neigungen und Abneigungen und seine natürlichen Gaben

kennen zu lernen. Der Unterricht soll mit körperlichen Übungen oder mit der Musik abwechseln. Zeichnen, Malen und Holzschnitzen oder Schreinereiarbeiten seien zu befördern, so daß stets genügendes Material vorliege, um die Mußestunden nützlich auszufüllen. Sehr charakteristisch fährt Elyot an dieser Stelle (Kap. 8) fort: „Nicht ohne triftigen Grund wurden Fürsten in ihrer Jugend in diesen praktischen Fächern unterrichtet. Diese Fertigkeit kam ihnen später beim Erfinden oder Verbessern von Kriegsmaschinen zustatten. Ein Hauptmann, der gelernt hat, Skizzen vom Feindeslande aufzunehmen, wird der Armee behilflich sein, gefährliche Wege zu vermeiden und strategisch wichtige Punkte zu besetzen. . . . Wer ferner imstande ist, die Züge edler Männer aus der Geschichte oder deren Thaten mit dem Griffel oder Pinsel darzustellen, wird dadurch um so festeren Grund zur Nachahmung dieser Männer legen."

Im zehnten Kapitel handelt Elyot von der Ordnung des Unterrichts und erörtert die Frage, welche Autoren zuerst zu lesen seien. Griechisch und Lateinisch sollen zu gleicher Zeit getrieben werden, und zwar das letztere auch als Umgangssprache. Der Unterricht in der Grammatik soll nicht so lang und eingehend sein, um das Gefühl der Ermüdung im Schüler aufkommen zu lassen. Der Funke der Lernbegierde werde durch die Last der Regeln erstickt, wie ein geringes Feuer durch die Masse des darauf geworfenen Reisigs. Äsops Fabeln, Lucians Dialoge und Aristophanes werden, natürlich nur in gehöriger Auswahl, zum Studium empfohlen. Daneben Homer, „die Quelle aller Beredsamkeit, aller Bildung und aller Regententugend". Virgil und Horaz werden dem Ovid als Unterrichtsbücher vorgezogen. Hand in Hand mit der Lektüre sollen Übungen im Versemachen gehen. „Vom dreizehnten Jahre an", fährt Elyot fort, „muß das Studium der Logik und der Rhetorik an der Hand Ciceros und Quintilians beginnen. Auch Geschichte und Geographie müssen in ihre Rechte eintreten. Philosophischen Werken, wie Aristoteles' Ethik, wird erst später, nach Erreichung des siebzehnten Lebensjahres, ein Platz im Lehrplan eingeräumt. Vom biblischen Unterricht schreibt der Verfasser: „Die Kenntnis der geschichtlichen Bücher der Bibel ist höchst notwendig für einen Edelmann, nachdem er zu reiferen Jahren gekommen ist. Alles Übrige, zusammen mit dem Neuen Testament, muß mit Ehrfurcht behandelt werden wie ein himmlischer Edelstein oder ein göttliches Reliquium. Als Hauptausleger diene ein wahrer und fester Glaube. . . ."

Was körperliche Erziehung anbetrifft, so befürwortet Elyot das Maßhalten im Essen, Trinken und Schlafen. Acht Stunden Schlafes sind nach ihm genügend. Wein soll nur mit Wasser ver-

mischt genossen werden. Ringübungen sowie gymnastische Übungen im allgemeinen, dazu Schwimmen und Reiten werden im steten Hinblick auf den Nutzen körperlicher Gewandtheit und Ausdauer in etwaigen Kriegen empfohlen und durch Beispiele aus alten Schriftstellern erläutert. Dem Tanzen wird nach unseren jetzigen Begriffen fast zu viel Gewicht beigelegt. Von Spielen wird dem Schach der Vorrang gegeben wegen seines Einflusses auf den Verstand und das Gedächtnis. Das heutzutage in England so beliebte Fußballspiel dagegen wird mit harten Worten als verrohend und eines Edelmannes unwürdig abgefertigt.

II.

Unter den weniger bekannten, älteren englischen Schriftstellern, die über Erziehung geschrieben haben, erwähnen wir:

J. Milton, Tractate of Education (1644).

Th. Fuller, passim in seinem Holy and Profane State (1648).

J. Locke, Some thoughts concerning education (1690).

J. Arbuthnot, Memoirs of Martinus Scriblerus (1709). Passim.

Lord Kames, Loose Hints on Education (1781).

George Combe (1788—1858), On national Education

N. William Senior (1790—1864), On national Education.

III.

Zu S. 9. Das reichbewegte Leben Elmers, oder Aelmers, wie er sich selbst schreibt, bildet einen schroffen Gegensatz zu dem ruhigen, von keinem Ehrgeiz umgetriebenen Leben Aschams. Aelmer hatte Theologie studiert und sich der neuen Lehre zugewandt, ehe er Lady Jane unterrichtete. Vor dem Regierungsantritt Elisabeths mußte er aus England fliehen. Er begab sich zunächst nach Straßburg, wo er längere Zeit verweilte und seine Hauptschrift wider John Knox und dessen „First Blast“ veröffentlichte (1559). Später bot ihm der Kurfürst von Sachsen die Professur des

Hebräischen in Jena an, die aber abgelehnt wurde. Nach vielen Reisen zum Besuch deutscher und italienischer Hochschulen kehrte Aelmer nach England zurück, wurde mit offenen Armen von Elisabeth empfangen und im Jahre 1576 zum Bischof von London gemacht. Den Rest seines Lebens verbrachte er in forwährenden litterarischen Fehden und starb 1594, den Namen eines ehrgeizigen, streit- und verfolgungssüchtigen Prälaten hinterlassend.

Näheres über Aelmer in Strypes „Life of Bishop Aylmer"; Neals „History of the Puritans" und in „Anthony à Wood".

Erinnerungen eines Jenenser Studenten.

Aus dem Tagebuche eines Engländers.

Hebräischen in Jena an, die aber abgelehnt wurde. Nach vielen Reisen zum Besuch deutscher und italienischer Hochschulen kehrte Aelmer nach England zurück, wurde mit offenen Armen von Elisabeth empfangen und im Jahre 1576 zum Bischof von London gemacht. Den Rest seines Lebens verbrachte er in forwährenden litterarischen Fehden und starb 1594, den Namen eines ehrgeizigen, streit- und verfolgungssüchtigen Prälaten hinterlassend.

Näheres über Aelmer in Strypes „Life of Bishop Aylmer"; Neals „History of the Puritans" und in „Anthony à Wood".

Erinnerungen eines Jenenser Studenten.

Aus dem Tagebuche eines Engländers.

Eine der interessantesten litterarischen Erscheinungen in England während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ist Henry Crabb Robinson. Er war in gewissem Sinne ein Vorläufer Carlyles und gehört zu den wenigen — außer ihm dürften nur noch Coleridge und Mrs. Austin zu erwähnen sein —, die damals unter den englischen Schriftstellern und Gelehrten eine gründliche Kenntnis der deutschen Philosophie und Litteratur besaßen. Bei Robinson gründete sich dieselbe auf einen langjährigen Aufenthalt in Deutschland während der Jahre 1800 bis 1805 und später im Jahre 1806 als Korrespondent der „Times" in Altona. Seine persönliche Bekanntschaft mit fast allen deutschen Dichtern der damaligen so reichen Litteraturperiode und die lebhaften Schilderungen seiner Reisen und Erlebnisse, ganz abgesehen von seinem eigenen hervorragenden und liebenswürdigen Charakter, machen seine Erscheinung noch besonders interessant. Kaum dürfte es im ganzen Gebiet der englischen Memoirenlitteratur eine fesselndere Lektüre geben als die in drei Bänden erschienenen Tagebücher, Erinnerungen und Briefe Henry Crabb Robinsons.

Wir beabsichtigen, aus dem reichen Schatz, der in diesem Buche enthalten ist, dem deutschen Leser im Folgenden diejenigen Abschnitte darzubieten, die sich auf Deutschland, namentlich auf Weimar und Jena, beziehen. Vorerst jedoch sei in wenigen Worten der Lebensgang Robinsons bis zum Jahre 1800 angedeutet.

Henry Crabb Robinson wurde am 13. März 1775 zu Bury St. Edmund von einfachen Eltern geboren. Sein Vater und Urgroßvater waren Gerber. Nach einer ziemlich sorgfältigen Erziehung wurde Henry in seinem funfzehnten oder sechzehnten

Jahre zu einem Sachwalter in die Lehre gethan. Dort wie auch später auf anderen Stellen zeichnete er sich durch seine Redegabe, seine Belesenheit und seine auf den Einfluß der französischen Revolution zurückzuführenden liberalen Ansichten aus. Im Jahre 1798 starb sein Onkel und hinterließ ihm und seinen Brüdern ein beträchtliches Vermögen. Nun konnte der lernbegierige Jüngling seinen Lieblingswunsch, Deutschland, die Heimat der Philosophie und der Dichtkunst, zu besuchen, in Ausführung bringen. Dieser Wunsch war noch besonders in ihm genährt worden durch Parry, den Nordpolfahrer, dessen Bekanntschaft er einmal zufällig in Yarmouth gemacht hatte, und durch den Schriftsteller Taylor in Norwich, den Verfasser eines sehr oberflächlichen Buches über deutsche Litteratur. Ein gewisser Aldebert, ein deutscher Kaufmann, versprach ihm, ihn bis nach Frankfurt zu geleiten, und so schiffte sich denn der junge, jetzt fünfundzwanzigjährige Engländer im Jahre 1800 in Yarmouth ein, von wo aus er in drei Tagen Hamburg und, nach kurzem Aufenthalt daselbst, endlich Frankfurt erreichte. Hier verlegte er sich sofort und mit großem Fleiß auf das Studium der deutschen Sprache. „Frankfurt war damals", so schreibt er in seinem Tagebuch, „eine befestigte Stadt; ein Umstand, der ihr, was Luft und Behaglichkeit anbetrifft, sehr zum Nachteil gereichte und zwar, ohne dem entsprechende Vorteile dafür darzubieten; denn die Befestigungen waren nahezu nutzlos ..." „Hätte man damals", fährt er in einem Briefe an seinen Bruder Thomas fort, „eine Rakete oder einen Schwärmer in einer Stadt Großbritanniens losgelassen, und die That auf die Franzosen zurückgeführt, so würden, glaube ich, die Hälfte aller alten Weiber in Ohnmacht gefallen sein. Nun hatte ich noch so viel von einer alten Weibernatur an mir, daß ich eines Tages, als ich über meiner deutschen Grammatik eingeschlafen war, und plötzlich das Mädchen ins Zimmer rannte und schrie: ‚die Franzosen sind vor dem Thor!' mit zwei Sprüngen die Treppe hinunter war und der Hauptstraße zuflog. Es war ein falscher Lärm gewesen. Trotzdem war alles in Aufregung und Verwirrung. Ein Regiment Mainzer Truppen hatte Einlaß verlangt. Sie waren mit Kanonen und brennenden Lunten auf dem Marsch zur Unterstützung ihrer Verbündeten, die in einer

Entfernung von nur wenigen Meilen von den Franzosen hart bedrängt wurden. Die Soldaten waren stramme Kerle und sahen, wenn auch nicht mutlos, so doch ernst darein. Ich wußte, daß sie in den Kampf zogen, und das Herz sank mir im Leibe wie einem Feigling. Als sie vorübergezogen waren, ließ meine Niedergeschlagenheit nach. Den ganzen Tag erfuhren wir nichts weiter. Am nächsten Morgen aber hörten wir, daß die Franzosen dreimal zurückgeschlagen seien, daß sie aber früh am Tage den Angriff erneuert hätten, und daß der Kampf noch fortdauere. Ich ließ meine Bücher Bücher sein und eilte auf die Wälle, die mit Neugierigen besät waren. Kuriere kamen und gingen, aber niemand wußte, wie die Sachen lagen. In solchen Zeiten ist der Bürger der unwissende Haufe, der Soldat ist der Gentleman. Unsere Neugierde sollte jedoch bald befriedigt werden. Wagen rollten in kurzen Zwischenräumen langsam in die Stadt, und obwohl mit Stroh und Mänteln bedeckt, sahen wir doch oft, wie es sich darin bewegte. Nur Verwundete, weiter nichts! Kurz darauf wagte ich es, mit einem Doktor einen Ausflug zu machen. Wir stiegen einen Hügel hinauf und kamen nahe genug, um das Gewehrfeuer zu hören und den Rauch und das Aufleuchten der Geschütze zu sehen. Ich war halb ärgerlich mit mir selbst wegen meiner Ruhe. Es stand fest, daß jeden Augenblick schreckliche Wunden geschlagen oder irgendein armer Kerl ins Jenseits geblasen wurde, und ich? — ich aß Kirschen! Aber auch das war ja natürlich, denn wir sind sympathischer Natur, und Gleichgültigkeit oder Mangel an Leidenschaft ist so ansteckend wie die Leidenschaft selbst. . . . Am nächsten Tage abends kamen denn die Franzosen wirklich, und ich war vom Wall aus Zeuge ihres Einmarsches. Ich war erstaunt über die allgemeine Gleichgültigkeit. . . . Die Soldaten wurden in der Stadt einquartiert, und ein netter, junger Offizier kam in das Haus, wo ich logierte. Ich wurde bald mit ihm bekannt; er liebte Poesie, und wir unterhielten uns über allerlei Gegenstände. Er schien sich nichts daraus zu machen, daß ich ein Engländer war, wie denn die Kriegswut zu der Zeit bereits beträchtlich nachgelassen hatte. . . ."

„Von den Personen, die ich in Frankfurt kennen lernte, muß

ich vor allem Sophie de la Roches gedenken. Sie war in ihrer Jugend eine Freundin Wielands gewesen und verdankte ihm ihren Ruhm als Schriftstellerin. Ihre Tochter heiratete einen reichen Kaufmann, Namens Brentano, der jung starb. Unter ihren Enkeln waren mehrere, mit denen ich während meines Aufenthaltes in Deutschland in nähere Berührung kam. Sie wurde niemals müde, von England zu reden, und hing an dem Lande mit leidenschaftlicher Bewunderung. ..."

„Ich frühstücke um halb acht Uhr", so beginnt Robinson eine Schilderung seines Frankfurter Lebens, „und esse um zwölf Uhr zu Mittag. Dann gehe ich in ein Lesezimmer, wo ich zahlreiche deutsche Zeitschriften, den französischen ‚Moniteur' und den englischen ‚Chronicle' finde. Das ist mein Nachtisch. Dreimal wöchentlich korrigiert mir ein alter Herr meine deutschen Arbeiten und führt mich in die deutsche Litteratur ein. Oft mache ich einsame Spaziergänge in der hübschen Umgebung der Stadt, und Sonntags begleite ich gewöhnlich meine Freunde auf einem Ausflug in die benachbarten Dörfer, wo Kaffee oder Wein getrunken wird. Das ist hier allgemeine Sitte, und mir gefällt sie. ... Dann und wann machte ich auch kleinere Touren, wenn ich einen passenden Begleiter finden konnte. Bei einer solchen Gelegenheit begleitete ich einmal Frau Aldebert, die ihrem Manne nach England nachreisen wollte, bis an die Thore Castels. Hier fiel mir zu meinem Schrecken ein, daß ich keinen Paß hatte. Im Hotel zu Hochheim traf ich drei französische Offiziere. Da aber gerade Waffenstillstand war, hielt ich Offenheit für das Geratenste und setzte mich zu ihnen an den Tisch. ‚Sehr heiß heute.' „Ja, mein Herr." Ich erzählte nun von meiner Frankfurter Fahrt und von meinen Freunden in Mainz, denen ich nicht folgen könne. ‚Es ist sehr ärgerlich', setzte ich hinzu, ‚eine so schöne Stadt und ein so reiches Land so gleichsam zugeschlossen zu finden.' „Da haben Sie recht", lautete die Antwort, „aber es ist ja nicht schwierig, einen Paß zu bekommen. Sind Sie ein Deutscher?" ‚Nein.' „Was sind Sie denn für ein Landsmann, wenn ich fragen darf?" ‚Kann ich antworten, ohne mich zu kompromittieren?' versetzte ich. ‚Wie, wenn meine Geburt mich unglücklicherweise zu Ihrem Feinde gemacht

hätte? Würden Sie gesetzlich verpflichtet sein, mich zu arretieren?' „O nein!", sagten sie und lachten; und ich fand, daß ich ihnen als Engländer sehr willkommen war. So verbrachten wir denn mehrere Stunden in politischen Gesprächen. Sie rieten mir jedoch dringend ab, weiter zu reisen. ..."

„Im Anfang des Jahres 1801", erzählt Robinson weiter, „machte ich die Bekanntschaft eines sehr interessanten und merkwürdigen Mannes, nämlich des Domdechanten von Speier, Baron Hohenfels. Er hatte eine etwas sonderbare Figur, war groß und hager, und seine Züge waren ausgeprägt. Obschon sorglos in seiner Kleidung, hatte er doch ein vornehmes Wesen. Er war viele Jahre Kanzler des Kurfürsten von Trier gewesen; nebenbei war er, wie er mir sagte, Bischof in partibus. Mehr Philosoph als Priester huldigte er liberalen Anschauungen. Für England und Österreich hegte er große Vorliebe, aber alles, was preußisch oder französisch war, haßte er. Bei seinem müßigen Leben und seinen litterarischen Neigungen mochte ihm die Bekanntschaft mit einem Engländer lieb sein. Wir gingen oft zusammen spazieren, und er lehrte mich mehr durch die Fragen, die er an mich zu stellen pflegte, als durch direkte Antworten. Einmal fragte er mich besonders eingehend nach den Unitariern. Als ich ihm einige der orthodoxen Lehren erwähnte, die sie verwarfen, fragte er: ‚Glaubt Priestley [1]) an die Auferstehung?' „Ja." Hierauf antwortete er mit höchst bedeutsamem Ausdruck: ‚Das erinnert mich an eine Anekdote der Ninon de l'Enclos. Als sie eines Tages von einer Pariserin gefragt wurde, ob sie glaube, daß St. Denis mit dem Kopfe unter dem Arme wirklich den ganzen Weg nach Paris gewandert sei, versetzte sie: »Pourquoi pas, mademoiselle? ce n'est que le premier pas qui coûte.«' Drang ich einmal in den Baron, so zögerte er auch nicht mit einer mir verständlichen Antwort; doch kompromittierte ihn dieselbe niemals. Ich hatte schon früher einmal die Bemerkung aus ihm herausgelockt, daß das Christentum eine weder Kritik noch Beweis zulassende Thatsache sei. Nun fragte ich ihn

1) Ein zu Ende des vorigen Jahrhunderts berühmter englischer Philosoph materialistischer Richtung.

mit Bezug auf den Katholicismus, ob die Glaubwürdigkeit der späteren Wunder so groß sei wie die der früheren. Seine Antwort kleidete sich wieder in Anekdotenform: ‚Zur Zeit des Papstes X. gab es Heilige, welche die neuen Heiligen genannt wurden. Bei einer gewissen Gelegenheit nun rief Se. Heiligkeit aus: Diese neuen Heiligen machen mich an den alten irre. Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen keine direktere Antwort gebe.‘"

Zu den intimsten Freunden Robinsons in Frankfurt gehörten die Mitglieder der Familie Brentano; insbesondere der jüngere Sohn Christian. Mit ihm unternahm er im Juni des Jahres 1801 zum Besuch von Clemens Brentano eine Reise nach Göttingen. Dort wurde er aufs freundlichste empfangen, und die daselbst verlebten Tage wirkten auf ihn wie ein „Treibhaus", d. h. sie weckten und beförderten die Keime seiner Neigung für deutsche Philosophie und Litteratur. Das Mystisch-gläubige der neuen poetischen Schule fiel ihm auf. Clemens Brentano erklärte Religion als „die durch das Mysterium lehrende Philosophie"; und der Titel einer der Vorlesungen von Winkelmann war: „Die Jungfrau Maria als das Ideal weiblicher Schönheit und Vollkommenheit". Nach einer Reise durch den Harz kamen die beiden Freunde endlich in Grimma an, wo der jüngere Brentano seinen Studien auf der Fürstenschule oblag. Während eines zweimonatlichen Aufenthaltes daselbst fing Robinson an Kant und Jacobi zu lesen. Er fühlte sich vollkommen zufrieden und glücklich. Dann und wann machte er kleine einsame Fußwanderungen, um, wie er sagte, seine Fähigkeit zu prüfen, an einsamen Wanderungen Gefallen zu finden. Eine derselben erstreckte sich bis nach Ebersdorf, einer Herrenhuterniederlassung. Es ist merkwürdig, daß Robinson sowohl wie auch Carlyle [1]) so sehr günstig über diese stillen Kolonieen urteilen. Obschon in ihren religiösen Ansichten so wenig orthodox, hatten sich beide doch den Sinn be-

1) „Herrenhut ist hübscher, reinlicher und ruhiger als irgendeine andere Stadt auf Erden, möchte ich behaupten. In Wahrheit mehr die Verwirklichung eines frommen, ideal-kalvinistischen Traumes, als eine Stadt aus Kalk und Stein, wo man nebenbei auch Londoner Bier haben kann. .. Es gehört zu den merkwürdigsten Flecken der Erde, und ich trage ein sehr lebhaftes Bild davon im Geiste." Froude, Life of Carlyle, II, 117.

wahrt, aufrichtige Frömmigkeit, in welcherlei Gestalt sie ihnen auch näher trat, anzuerkennen.

„Der Tag meiner Ankunft in Ebersdof“, erzählt Robinson, „war ein Sonntag. Ich hörte mit weniger Ermüdung als gewöhnlich drei Predigten an und wurde dann der feingebildeten Vorsteherin, Fräulein Gerstendorf, vorgestellt. Die Herrenhuterkolonieen sind eine Art protestantischer Klöster. Sie unterscheiden sich hauptsächlich dadurch von den katholischen, daß sie keinerlei, weder offenbaren noch geheimen Zwang kennen, und dadurch daß keinerlei Unthätigkeit geduldet wird. Die Unverheirateten wohnen zusammen und schlafen in zwei riesigen Sälen. Beim Gang durch dieselben fiel mir die peinliche Sauberkeit und die reine Luft auf. Die Verheirateten haben Wohnungen für sich. . . . Die Predigten waren evangelisch-calvinistisch, unterschieden sich jedoch sehr zu ihrem Vorteil von unserer englischen Rechtgläubigkeit. Wenig Gewicht schien auf die Lehre, desto mehr auf thätige Liebe gelegt zu werden. Dies stimmt auch vollkommen überein mit Goethes Bekenntnissen einer schönen Seele in Wilhelm Meister. . . . Mir schien es“, so schließt Robinson seinen Bericht, „als ob diese Niederlassung der apostolischen Gemeinde näher käme, als irgendeine der mir bekannten, und daß das apostolische Zeitalter keine Idee von einer gesetzlichen und politischen Aufrichtung des Christentums im Auge gehabt zu haben scheint, vielmehr nur eine Vervielfältigung von Brüderschaften, ähnlich denen der Herrenhuter.“

Kurze Zeit nach diesem Besuche durchwanderte Robinson die sächsische Schweiz. Nach einer begeisterten Schilderung von Pirna erzählt er uns von seiner Ankunft in Böhmen:

„In Teschen fand ich Unterkunft in einem kleinen Hause bei guten Leuten. In der großen Küche lag ein bettlägeriges altes Weib vor dem Feuer. Sie fing an, mich zu examinieren. ‚Sind Sie ein Christ?‘ „Ja.“ ‚Ein katholischer Christ?‘ Da kam der Wirt herzu und sagte: ‚Quäle doch den Herrn nicht mit Fragen. Du weißt ja, er ist aus England und kann nicht solch ein Christ sein wie wir.‘ „Ich kenne nur eine Art Christen“, murmelte sie. ‚Aber, Mutter, weißt du denn nicht, daß der Priester sagt, es sei Pflicht eines jeden, in der

Religion zu beharren, in der er geboren?' Dies klang wie Duldung, und ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein. Ich fragte ihn nach den Hussiten. ‚O, sie sind die regierungstreusten und friedfertigsten von uns allen.' „Das pflegte nicht immer so zu sein." ‚O nein, sie stifteten stets Unfrieden, aber Kaiser Joseph machte dem ein Ende. Ihre Prediger waren sehr arm und lebten von der Mildthätigkeit der Bauern. Einer gab ihnen ihr Frühstück, ein anderer Mittagessen, ein dritter Nachtlager, und so zogen sie bettelnd von Haus zu Haus. Als aber der Kaiser zur Krönung nach Prag kam, war eins der ersten Gesetze, die er am ersten Tage erließ, daß die Hussitenprediger das gleiche Gehalt beziehen sollten wie die niedere katholische Geistlichkeit. Seitdem haben wir im Lande keine Unruhen mehr gehabt.'"

Von Teschen ging die Reise weiter nach Teplitz, wo Robinson einer Theateraufführung im Schloß des Prince de Ligne, des Freundes der Madame de Staël, beiwohnte, und zwar in dem für Adelige reservierten Parterre. Von Prag wird nur der imposante Gesamteindruck gerühmt. Sonst erinnerten den Reisenden namentlich die Kirchen an die Unordnung und den Modergeruch eines Trödelladens. Auf der Rückreise nach Pirna zeichnete sich Robinson die folgende Inschrift an einem neuerbauten Hause auf:

„Dies Haus steht in Gottes Hand;
Im Jahre 1793 erbauten wir die Wand.
Wenn Gott mir will das Herze wecken,
Und mein Schwiegervater das Geld vorstrecken,
So will ich es mit Ziegeln decken [1])."

„Nach meiner Rückkehr im November", fährt Robinson fort, „wohnte ich in Grimma bei einem Herrn Riese und blieb dort den Winter über. Ich verbrachte meine Zeit teils mit Lesen, teils im Umgang mit meinen Freunden. Um diese Zeit machte ich die Bekanntschaft eines merkwürdigen Mannes, nämlich Seumes. Er war der Sohn einer Frau, die in der Nähe von Leipzig eine kleine Wirtschaft besaß. Sie beabsichtigte, ihren

1) Leider von Robinson englisch citiert.

Sohn Prediger werden zu lassen; aber er war wild, warf, nachdem er einige Fortschritte in seinen Studien gemacht, die Bücher fort und griff zur Flinte. Er diente im amerikanischen Kriege als gemeiner Soldat und wurde später Unteroffizier bei den hessischen Truppen. Dann reiste er nach Westindien; trat endlich in russische Dienste, wurde Lieutenant unter Suwarow und war Zeuge der schändlichen Zerstörung Pragas. Jetzt war er seit mehreren Jahren als Korrektor in Leipzig thätig. Sein Gesicht war sehr auffallend; Herder meinte, es erinnere an die griechischen Philosophen. Mit diesem Seume nun faßte ich den Plan, Weimar zu besuchen. In Leipzig trafen wir mit Schnorr zusammen, dessen Sohn seitdem als Maler so große Berühmtheit erlangt hat. Wir kamen am 19. November in Weimar an, und die zwei nächsten Tage gehören zu den interessantesten meines Lebens. Unser erster Besuch galt dem alten Wieland. Er empfing uns mit der höflichen Würde eines Weisen, der ohne Stolz den Tribut seiner Bewunderer in Empfang nimmt. Seine Haltung verriet den Greis. Sein blasses, feingeschnittenes Gesicht hatte nichts Auffallendes, offenbarte aber einen satirischen Zug. Er trug ein schwarzes Sammetkäppchen. Die in meinem Besitz befindliche Marmorbüste von Schadow ist sehr ähnlich. Ich lenkte das Gespräch auf seine philosophischen Schriften, insbesondere auf seinen ‚Agathodämon‘, und bedauerte, daß er darin zu so traurigen Schlüssen gekommen. Er gab zu, daß seine Hoffnung auf größere Vervollkommnung des Menschengeschlechtes nur gering sei. Von der französischen Revolution erwartete er nur den einen Vorteil, daß Kunst und Wissenschaften befördert werden würden; denn er hielt die französische Nation für vollkommen unfähig, eine Republik zu bilden. Dagegen verteidigte er die Verwaltung Bonapartes und tadelte die Wiedereinführung des Katholicismus nicht. Was er im Anschluß hieran sagte, ist der Aufzeichnung wert. Wir Protestanten, meinte er, sind gewohnheitsmäßig ungerecht und unaufrichtig den Katholiken gegenüber. Wir vergessen, daß der Katholicismus trotz alledem wahres Christentum ist und nach meinem Urteil dem bunten Allerlei vorzuziehen, das die soi-disant Reformation hervorgebracht. Von der letzteren behauptete Wieland, sie sei ein Übel, kein Segen gewesen. Sie habe

den Fortschritt der Philosophie auf Jahrhunderte hinaus verzögert. Unter den Italienern habe es weise Männer gegeben, die, wenn sie hätten dürfen, eine heilsame Reform zustande gebracht haben würden. Luther aber habe alles dadurch, daß er das Volk an der den Gelehrten zukommenden Arbeit teilnehmen ließ, verdorben. Wäre er nicht aufgetreten mit seinen wütenden, alles niederschmetternden Angriffen auf die Kirche, hätte er nicht den Anlaß zu einer Reihe schrecklicher Kriege in Europa gegeben, so würden sich Freiheit, Wissenschaft und Humanität längst Bahn gebrochen haben. Melanchthon und Erasmus seien auf dem richtigen Wege gewesen, aber die Gewaltsamkeit des Zeitalters habe den Sieg davongetragen. — Mit tiefem Gefühl redete Wieland von seiner erst vor einigen Wochen verstorbenen Frau. ‚Ich helfe mir mit Täuschungen. Wen ich einmal geliebt habe, der stirbt mir nicht. Er entschwindet nur meinen äußeren Sinnen. Aber selbst das ist natürlich schmerzlich. Mein Weib war fünfunddreißig Jahre lang mein guter Engel. Jetzt bin ich nicht mehr jung, aber die Erinnerung an sie wird nie geschwächt werden.‘ Das sagte er leise und halb flüsternd.

„Mein nächster Besuch galt Böttiger, einem ehrlichen, äußerst fleißigen Gelehrten und Bücherschreiber. Er war bekannt wegen seiner Höflichkeit gegen Fremde, und ich hatte Gelegenheit, mich jetzt und später davon zu meinem Nutzen zu überzeugen. Dann gingen Seume und ich zu Professor Meyer, der uns Goethe vorstellte. Die erste Begegnung mit einem so großen Manne ist wohl dazu angethan, eine Epoche im Leben eines jeden zu bilden, der sich ernsthaft mit Poesie und Philosophie beschäftigt hat. Ich hatte Seume gesagt, daß ich mit Wieland reden, Goethe aber nur ansehen möchte, und mein Wunsch wurde wörtlich erfüllt. Das Gefühl der überlegenen Größe des Dichters war so mächtig in mir, daß ich, selbst wenn sich die Gelegenheit dargeboten hätte, unfähig gewesen sein würde, mich in eine Unterhaltung mit ihm einzulassen. Nun war es mir gestattet, ihn statt dessen schweigend anzuschauen. Goethe wohnt in einem nach Weimarer Begriffen großen und schönen Hause. Vor der Thür des Studierzimmers las man das in Mosaik eingelegte Wort: Salve. Bei unserem Eintritte stand er auf und bat uns mit einer etwas kühlen und

vornehmen Miene, Platz zu nehmen. Da er seine leuchtenden Augen auf Seume ruhen ließ, der das Wort führte, hatte ich während der ganzen, etwa zwanzig Minuten langen Dauer unseres Besuches sein Profil vor mir. Der damals zweiundfünfzigjährige, zur Korpulenz hinneigende Dichter war einer der überwältigend schönsten Männer, die ich je gesehen habe. Die Unterhaltung war durchaus unbedeutend. Seume redete von seiner traurigen Jugend und von seinen Abenteuern. Goethe lächelte mit, wie mir schien, herablassendem Wohlwollen. Nachdem wir uns verabschiedet hatten und wieder im Freien waren, hatte ich das Gefühl, als sei mir ein Stein von der Brust gewälzt, und ich rief: ‚Gott sei Dank!'"

„Man hat Goethe oft wegen seines Stolzes getadelt", fährt Robinson fort; „ich glaube aber, daß sein Benehmen vielfach durch die Notwendigkeit bedingt war. Es war sein einziger Schutz wider die Zudringlichen, die ihn und die Welt sonst um einen großen Teil seines Lebens gebracht haben würden.

„Am gleichen Abend wurde ich einem Manne vorgestellt, der überall außer in Weimar den allerhöchsten Rang eingenommen haben würde, und dessen Person und Benehmen jedermann die Gewißheit gab, daß er es mit einem hervorragenden Manne zu thun habe. Es war Herder. Unsere Zusammenkunft war womöglich noch unbedeutender als die mit Goethe; zum Teil vielleicht weil ich ihm zugleich mit dem berühmten Staatsmann Gentz vorgestellt wurde. Ich begnügte mich, einen Brief von Madame de la Roche abzugeben. Am nächsten Tage schickte Herder und ließ mich zu sich bitten. Er hatte eine schöne, ehrwürdige Gestalt; sein Gesichtsausdruck war ernst. Wir unterhielten uns lebhaft. Ich gab ihm nicht zu, daß Klopstocks Oden so hoch über Gray und Collins [1]) erhaben seien, wie er meinte. Auch von der englischen Philosophie sprachen wir, und er schüttelte mir die Hand wegen eines Lobes, das ich Hartley [2]) zuteil werden ließ. Herder ist ein Anhänger Lockes. —

1) Zwei bekannte englische Odendichter.

2) Der Philosoph Hartley lebte von 1705—1757. Er war ein Schüler des großen John Locke († 1704).

den Fortschritt der Philosophie auf Jahrhunderte hinaus verzögert. Unter den Italienern habe es weise Männer gegeben, die, wenn sie hätten dürfen, eine heilsame Reform zustande gebracht haben würden. Luther aber habe alles dadurch, daß er das Volk an der den Gelehrten zukommenden Arbeit teilnehmen ließ, verdorben. Wäre er nicht aufgetreten mit seinen wütenden, alles niederschmetternden Angriffen auf die Kirche, hätte er nicht den Anlaß zu einer Reihe schrecklicher Kriege in Europa gegeben, so würden sich Freiheit, Wissenschaft und Humanität längst Bahn gebrochen haben. Melanchthon und Erasmus seien auf dem richtigen Wege gewesen, aber die Gewaltsamkeit des Zeitalters habe den Sieg davongetragen. — Mit tiefem Gefühl redete Wieland von seiner erst vor einigen Wochen verstorbenen Frau. ‚Ich helfe mir mit Täuschungen. Wen ich einmal geliebt habe, der stirbt mir nicht. Er entschwindet nur meinen äußeren Sinnen. Aber selbst das ist natürlich schmerzlich. Mein Weib war fünfunddreißig Jahre lang mein guter Engel. Jetzt bin ich nicht mehr jung, aber die Erinnerung an sie wird nie geschwächt werden.‘ Das sagte er leise und halb flüsternd.

„Mein nächster Besuch galt Böttiger, einem ehrlichen, äußerst fleißigen Gelehrten und Bücherschreiber. Er war bekannt wegen seiner Höflichkeit gegen Fremde, und ich hatte Gelegenheit, mich jetzt und später davon zu meinem Nutzen zu überzeugen. Dann gingen Seume und ich zu Professor Meyer, der uns Goethe vorstellte. Die erste Begegnung mit einem so großen Manne ist wohl dazu angethan, eine Epoche im Leben eines jeden zu bilden, der sich ernsthaft mit Poesie und Philosophie beschäftigt hat. Ich hatte Seume gesagt, daß ich mit Wieland reden, Goethe aber nur ansehen möchte, und mein Wunsch wurde wörtlich erfüllt. Das Gefühl der überlegenen Größe des Dichters war so mächtig in mir, daß ich, selbst wenn sich die Gelegenheit dargeboten hätte, unfähig gewesen sein würde, mich in eine Unterhaltung mit ihm einzulassen. Nun war es mir gestattet, ihn statt dessen schweigend anzuschauen. Goethe wohnt in einem nach Weimarer Begriffen großen und schönen Hause. Vor der Thür des Studierzimmers las man das in Mosaik eingelegte Wort: Salve. Bei unserem Eintritte stand er auf und bat uns mit einer etwas kühlen und

vornehmen Miene, Platz zu nehmen. Da er seine leuchtenden Augen auf Seume ruhen ließ, der das Wort führte, hatte ich während der ganzen, etwa zwanzig Minuten langen Dauer unseres Besuches sein Profil vor mir. Der damals zweiundfünfzigjährige, zur Korpulenz hinneigende Dichter war einer der überwältigend schönsten Männer, die ich je gesehen habe. Die Unterhaltung war durchaus unbedeutend. Seume redete von seiner traurigen Jugend und von seinen Abenteuern. Goethe lächelte mit, wie mir schien, herablassendem Wohlwollen. Nachdem wir uns verabschiedet hatten und wieder im Freien waren, hatte ich das Gefühl, als sei mir ein Stein von der Brust gewälzt, und ich rief: ‚Gott sei Dank!'"

„Man hat Goethe oft wegen seines Stolzes getadelt", fährt Robinson fort; „ich glaube aber, daß sein Benehmen vielfach durch die Notwendigkeit bedingt war. Es war sein einziger Schutz wider die Zudringlichen, die ihn und die Welt sonst um einen großen Teil seines Lebens gebracht haben würden.

„Am gleichen Abend wurde ich einem Manne vorgestellt, der überall außer in Weimar den allerhöchsten Rang eingenommen haben würde, und dessen Person und Benehmen jedermann die Gewißheit gab, daß er es mit einem hervorragenden Manne zu thun habe. Es war Herder. Unsere Zusammenkunft war womöglich noch unbedeutender als die mit Goethe; zum Teil vielleicht weil ich ihm zugleich mit dem berühmten Staatsmann Gentz vorgestellt wurde. Ich begnügte mich, einen Brief von Madame de la Roche abzugeben. Am nächsten Tage schickte Herder und ließ mich zu sich bitten. Er hatte eine schöne, ehrwürdige Gestalt; sein Gesichtsausdruck war ernst. Wir unterhielten uns lebhaft. Ich gab ihm nicht zu, daß Klopstocks Oden so hoch über Gray und Collins [1]) erhaben seien, wie er meinte. Auch von der englischen Philosophie sprachen wir, und er schüttelte mir die Hand wegen eines Lobes, das ich Hartley [2]) zuteil werden ließ. Herder ist ein Anhänger Lockes. —

1) Zwei bekannte englische Odendichter.

2) Der Philosoph Hartley lebte von 1705—1757. Er war ein Schüler des großen John Locke († 1704).

„Ehe ich Weimar verließ, besuchte ich auch den zweiten der Dichterfürsten: Schiller. Unglücklicherweise habe ich von ihm nur wenig zu sagen. Wir waren nur wenige Minuten bei ihm. Ich hatte gerade noch Zeit, Coleridges Übersetzung Wallensteins anzuführen. Er schien dieselbe hoch zu schätzen. Der Mann sei ein Genie, meinte er, habe aber einige lächerliche Fehler gemacht. Schiller hatte einen unsteten und kränklichen Ausdruck, und sein Benehmen war nicht ungezwungen. Es lag eine Mischung von Genialität und Gelehrtenscheu in ihm. Seine Züge waren groß und unregelmäßig.

„Sonnabend Abend ging ich ins Theater und sah ‚Wallensteins Tod‘. Der Verfasser war anwesend. Schlegel sagt einmal, daß Deutschland nur zwei Nationaltheater besitze, eins in Wien mit einem Publikum von fünfzigtausend und eins in Weimar mit fünfzig. Gerade damals aber stand das Weimarer Theater einzig in seiner Art da. Goethe und Schiller waren die Direktoren und brachten die Musterstücke dramatischer Litteratur zur Aufführung. Schiller saß nahe bei der herzoglichen Loge; Goethe in einem Armsessel mitten in der vordersten Reihe des Parquets.“

Nachdem sich Robinson dann noch über die schöne Ausstattung des Theaters ausgesprochen und den Trägern der beiden Hauptrollen, Herrn Graff und Fräulein Jagemann, gebührendes Lob gespendet, fährt er fort:

„Außerdem besuchten wir noch einen bedeutenden, ja, nach Herrn Taylor, den bedeutendsten Mann in Weimar, nämlich August von Kotzebue. Dieser populäre Theaterdichter hatte das Mißgeschick, mit den großen Dichtern seines Landes auf gespanntem Fuße zu stehen, während er der Abgott der großen Menge war. Um diese Zeit oder etwas später war er der erklärte Liebling Europas. Eins seiner Stücke, ‚Der Fremde‘, habe ich in deutscher, französischer, englischer, spanischer, und so viel ich mich erinnere, auch in italienischer Sprache aufführen sehen... Kotzebue machte ein großes Haus. Ich trank Thee bei ihm und fand ihn klein und lebendig, mit lebhaften, schwarzen Augen. Er hatte die Manieren eines petit maître. Übrigens war er verheiratet, hatte eine zahlreiche Familie und schien nicht ohne jene häuslichen Tugenden, die er so erfolgreich in seinen Werken gezeichnet hat.“

„An einem Sonntag unter Schnee, Sturm und Regen verließen wir den Musensitz, um uns nach dem Philosophensitz, Jena, zu begeben“, schreibt Robinson. „Lange hielt ich mich dort diesmal nicht auf. Meine Freunde Seume und Schnorr machten sich auf den durch das gleichlautende Buch berühmt gewordenen ‚Spaziergang nach Syrakus‘. Der erste Satz des Buches lautet: ‚Ein paar gute Freunde begleiteten uns eine kurze Strecke‘. Einer dieser Freunde war ich.“

Erst im Herbst des Jahres 1802 kehrte Robinson in Begleitung des jüngeren Brentano zu längerem Studienaufenthalt nach Jena zurück. In der Zwischenzeit besuchte er Erlangen, wo er sich mit den Professoren über das Dreigestirn Shakespeare, Dante und Goethe unterhielt; Nürnberg, wo man ihn irrtümlich als einen flüchtig gewordenen, bankrotten Kaufmann festnahm; und Bischofsheim, wo sein Begleiter Brentano die Schule besucht hatte. In dem letzteren Städtchen belustigte ihn die herzliche Einfalt, mit der die alten Frauen den begrüßten, den sie einst als den kleinen Christian gekannt hatten. Eine Alte rief fortwährend: „O du heilige Mutter Gottes! O du heiliger Antonius von Padua!“ Ein anderes gutes Geschöpf sagte, sie habe nie vergessen, für Christian zu beten, nun aber, da er sie besucht habe, werde sie es noch zehnmal mehr thun. Katholische Frömmigkeit erschien Robinson herzlicher und poetischer als die calvinische. „Hier in einer armseligen Hütte“, fährt er fort, „fand ich ein Erbauungsbuch, das mich durch die schöne Einfalt seines Stils anzog. Es nannte sich ‚Gnadenbilder‘ und enthielt eine Sammlung von Erzählungen der durch Heiligenbilder bewirkten Wunder. Die Thatsachen waren kurz angeführt ohne Versicherungen ihrer Wahrheit, ohne Lehrsätze und ohne Flüche wider Andersgläubige. Zu jeder Erzählung gehörte ein bestimmtes Gebet, oft von rührender Einfalt. Z. B.: ‚O du unschuldige Taube, die du mit heiligen Krumen das himmlische Kind nährst!‘ ‚O du reiner Schwan, der du auf dem See göttlicher Gnade daherfährst.‘ ‚O du Triumphbogen, durch den allein der Herr der Gnade hindurchgehen sollte.‘“

Im Anschluß hieran heißt es weiter (an einer der wenigen Stellen, wo Robinson anstatt von anderen zu berichten, eigene

Gedanken ausspricht): „Viele von uns verstümmeln gewissermaßen ihren Geist und machen ihn ohnmächtig und unvermögend. Denn ein unwiderstehlicher Drang nach Religion liegt in der Natur des Menschen, in unseren Bedürfnissen und Leidenschaften, in dem Umfang unserer Gaben und in der Beschaffenheit unseres Geistes selbst begründet. Akensides'[1]) Beschreibung der ruhelosen Seele, die von Welt zu Welt eilt, ist ein schönes Bild der ruhelosen Sehnsucht des Geistes nach Gott und der Unsterblichkeit. Je lebhafter seine Gefühle, je edler und erhabener seine Einbildungskraft, desto frömmer wird auch der Mensch sein. In dieser wesentlichen und angeborenen Eigentümlichkeit unseres Geistes allein vermögen wir den Grund zu finden für die mancherlei albernen und nachweislich falschen Lehren, an die manche so ehrlich und aufrichtig glauben. Die Menschen rennen ohne sich zu besinnen in den Aberglauben hinein, wie junge Männer und Mädchen in den Ehestand."

In Frankfurt hielt sich Robinson vor seiner Niederlassung in Jena nur kurz auf. Er erneuerte seine Bekanntschaft mit Brentanos und Servières und traf die Frau Rat Goethe verschiedene Male in Gesellschaft. „Sie hatte das Aussehen und das Benehmen einer willensstarken Frau", schreibt er. „Von ihrem Sohne sprach sie mit Stolz und Genugthuung und bemerkte im Laufe der Unterhaltung, daß der Werther am Ende des Buches nicht der Werther des Anfanges, und daß die Deutung auf Jerusalem nur inbezug auf den letzten Teil des Buches zulässig sei. Von dem Ursprung des Dramas „Götz von Berlichingen" sprach sie gleichfalls. Ihr Sohn sei einmal abends in gehobener Stimmung nachhause gekommen und habe gerufen: ‚O Mutter! Ich habe solch ein Buch in der Bibliothek gefunden! Ich will ein Stück daraus machen! Was für Augen die Pedanten machen werden über den Ritter mit der eisernen Hand! Es ist prächtig — die eiserne Hand!'"

Endlich reiste Robinson nach Jena ab. Auf dem Wege dahin durfte Marburg nicht übergangen werden. Die beiden Freunde

---

1) Mark Akenside, englischer Arzt und Dichter, Verfasser des Lehrgedichtes: „The Pleasures of Imagination"; lebte von 1721—1770.

ließen sich hier auf fünf bis sechs Wochen nieder. Die schöne Lage der Stadt und der angenehme Umgang mit ihrem Stubennachbar, dem später so berühmt gewordenen Justizminister Savigny, hielt sie vielleicht länger dort auf, als es ursprünglich ihre Absicht gewesen war. Außerdem bestand damals zwischen Savigny und dem ältesten Fräulein Brentano, Kunigunde, ein Liebesverhältnis, und mehrere ihrer Briefe wurden unter Einschluß an Robinson gesandt. Von Marburg ging's zu Fuß nach Jena weiter, und nun begann für den jungen Engländer ein Zeitabschnitt, den er selbst zu den glücklichsten seines Lebens rechnete.

Am 20. Oktober 1802 matrikulierte er in Jena. Geheimrat Professor Voigt war damals Prorektor. Die beste Beschreibung seines Jenenser Lebens finden wir in einem Briefe. „Ungefähr um sechs Uhr", heißt es dort, „kommt der Stiefelwichs, öffnet die Thür meiner Schlafkammer und zündet Licht an. Dann springe ich sofort von meinem elenden Strohlager auf und gehe in mein Wohnzimmer. Ein hübsches Dienstmädchen bringt mir geröstete Rüben, Kaffee genannt, und ich trinke ihn, weil ich durstig bin, nicht ohne geheime Sehnsucht nach Thee und Toast. Hierauf nehme ich Schellings Philosophie zur Hand, vergleiche das Gedruckte mit den Notizen, die ich mir letzten Freitag in der Vorlesung selbst gemacht, und versuche es, mich zu überreden, daß ich etwas davon begriffen habe. Präcise um zehn Uhr laufe ich zur Vorlesung Sr. Magnifizenz des Herrn Prorektors Voigt über Physik. Dort bewundere ich seine Instrumente und lächele über die furchtbare Albernheit seiner Vergleiche und über seine Versuche, moralische Lehren aus den physikalischen abzuleiten. Vielleicht wiederholt er seine Lieblingshypothese von den ‚beiden Feuern, dem männlichen und dem weiblichen', oder er findet die Dreieinigkeit in den erschaffenden, erhaltenden und kontinuierenden Naturkräften wieder. Oder er vergleicht die Anziehungs- und Abstoßungskraft der Natur mit dem Soll und Haben eines Kaufmannes. (Alles Thatsachen!) Um zwölf Uhr komme ich mit Widerstreben zu einem sehr schlechten Mittagessen nachhause. Dann bereite ich mich zu einer Vorlesung von Professor Lode über Anthropologie vor. Es ist dies das bei weitem nützlichste und am besten vorgetragene Kolleg, das ich höre. Von Lodes gehe

ich zu Schellings Vorlesung über Ästhetik und nach einem Spaziergang am Fluß im sogenannten Paradies, um vier Uhr wieder zu Schellings von 130 Studenten besuchten Vorträgen über Philosophie. Um sechs Uhr kehre ich ganz erschöpft von der gespannten Aufmerksamkeit, die ich so schwer verständlichen und mir neuen Gegenständen schenken mußte, nachhause zurück, und nach einem möglicherweise erfolglosen Versuch, einige englische Jamben an meiner Übersetzung Tassos zu schreiben, lese ich noch im Bett ein Märchen, ein Gedicht, oder ein anderes leichteres Buch, bis ich einschlafe."

„Kurz nachdem ich den obigen Brief geschrieben", fährt Robinson fort, „wurde ich zu Schelling eingeladen und brachte dort einen fidelen Abend zu. Da ich nur bei Gelegenheiten wie diese bei einem so großen Philosophen Gehör zu finden hoffen durfte, so wagte ich es, eine Lanze mit ihm zu brechen. Man hatte gerade einige merkwürdige und unverständliche Bemerkungen über die Mythologie der Griechen und Asiaten fallen lassen und über die wichtige Rolle, welche die Schlange dabei gespielt hat. Einer der Herren zeigte uns einen Ring in der Form einer Schlange, den er aus England erhalten hatte. „Ist die Schlange das Symbol englischer Philosophie?" fragte mich Schelling. „O nein", antwortete ich, „die Engländer glauben, daß sie der deutschen Philosophie angehöre, weil sie jedes Jahr ihre Haut wechselt." — „Ein Beweis", war Schellings Antwort, „daß die Engländer nie tiefer sehen als die Haut."

Von allen Professoren schloß sich Robinson am engsten an Fries an. Dieser weihte ihn in die Kantische Philosophie ein, und Robinson sagt bescheiden: „Das wenige, das ich je klar davon verstand, habe ich von ihm gelernt."

Außer mit seinen deutsch-philosophischen Studien beschäftigte sich unser fleißiger Freund auch litterarisch. Das „Monthly Register" von 1802—1803 enthält mehrere Aufsätze von ihm über deutsche Philosophie und Litteratur und auch Übersetzungen aus Goethe und Schiller [1]). Außerdem suchte er seinem Bruder

1) Das genannte Magazin enthält auch einen trefflichen, von Robinson übersetzten Aufsatz Savignys über Universitätsunterricht.

in England die Grundlagen Kantischer Philosophie klar zu machen in klaren und durch vortreffliche Beispiele erläuterten Briefen. Von dem eigentlichen Studentenleben, von Kneipen und Duellen und den Anteil, den Robinson daran nahm, finden wir hin und wieder eine ergötzliche Schilderung. Er scheint sich den Kurländern angeschlossen zu haben und erzählt von 33 Albumblättern, die er noch jetzt, d. h. bei Abfassung seiner Memoiren, besäße. Auf einem derselben stehe geschrieben: „Ich werde Dich nie vergessen und erwarte dasselbe von Dir", und doch erinnere er sich des Schreibers längst nicht mehr. „Tables mortuaires" nennt Frau v. Staël diese Stammbücher, und Robinson stimmt ihr bei.

Auch die Bekanntschaft Chladnis, des durch seine Klangfiguren in der wissenschaftlichen Welt bekannt gewordenen Gelehrten machte Robinson.

Am 20. März 1803 wohnte er der ersten Aufführung von Schillers „Braut von Messina" in Weimar bei. Er schreibt darüber wie folgt:

„Ein Besuch des Theaters in Weimar war ein gelegentliches Vergnügen, das sich die Jenenser Studenten machten. Die Entfernung gestattete jungen Männern, die mehr Kraft in den Gliedern als Geld im Beutel hatten, an demselben Tage nach Weimar hin- und zurückzumarschieren. Die Aufführung der ‚Braut von Messina' war ein Experiment Schillers; doch gab dieselbe keinen Anlaß zu weiteren, derartigen Versuchen, es sei denn, man bringe die jüngst erfolgte Aufführung der ‚Antigone' in Deutschland und England damit in Verbindung. Die Braut hat zwei Liebhaber, ihre eigenen Brüder. Die Katastrophe und die Nebenumstände sind gleich schrecklich. Der doppelte Chor wechselte manchmal kurze, epigrammatische Reden, bald erging er sich in lyrischer Deklamation. Ich war tief ergriffen und schrieb meinem Bruder, daß dieses Trauerspiel alle früheren Werke Schillers überträfe. Aber dies Gefühl hielt nicht an. Ich mußte wohl von meinen Kameraden angesteckt worden sein."

Auch bei der Aufführung der „Natürlichen Tochter" war Robinson zugegen. Als er nach Schluß der Vorstellung die Jagermann wegen ihres herrlichen Spieles beglückwünschte, antwortete sie ihm: „Wenn ich die Rolle gut gespielt habe, so geschah es aus Zufall, denn ich verstehe den Charakter nicht."

Außerdem ging Robinson noch zweimal, zu Anfang des Jahres 1803, nach Weimar zum Besuch Herders. „Ich hatte bei früheren Gelegenheiten den Eindruck von ihm erhalten“, schreibt er darüber, „daß es trotz seiner Größe genug Übereinstimmungspunkte in Sachen des Geschmackes und des Gefühls zwischen uns gäbe, und ich näherte mich ihm nun mit Liebe und Ehrerbietung. Ich lieh ihm Wordsworths lyrische Gedichte. Was die poetische Sprache anbetrifft, so stimmte er mit ihm überein, und auch in Sachen der Moral und Religion sympathisierten die beiden. Dagegen offenbarte er einen großen Widerwillen gegen die neue Aufklärungslehre des Professors Paulus. Trotz seiner ausgesprochenen Toleranz konnte er den Jenenser Professor nicht leiden und die Regierung nicht begreifen, die derartige freie Ansichten zulasse. Und doch war er Wieland, der doch kein Christ war, persönlich zugethan und war auch antichristlichen Schriftstellern früherer Zeit gegenüber tolerant. Sein Widerwille gegen einige von Goethes Gedichten war vielleicht noch größer als der gegen Paulus. Mit besonderem Eifer verwarf er ‚Die Braut von Korinth‘ und ‚Der Gott und die Bajadere‘.“

Übrigens wurde Robinson mit dem Professor Paulus in Jena ebenfalls bekannt und läßt seiner Gelehrsamkeit und seinem Eifer alle Gerechtigkeit widerfahren. Derselbe las Dogmatik und über die Briefe Pauli. „Ich hospitierte einmal bei ihm“, schreibt unser Freund, „und da er bereits einige Male freundliche Notiz von mir genommen hatte, stattete ich ihm nachher einen Besuch ab. Im Anschluß an die von mir gehörte Vorlesung sagte ich: ‚Herr Geh. Kirchenrat, wollen Sie die Güte haben, mir zu sagen, ob ich Sie recht verstand, als Sie die Bemerkung machten, daß ein Mensch ganz gut alle Wunder und natürlich auch alle Prophezeiung und alle Inspiration verwerfen und doch dabei ein Christ sein könne?‘ Ich erinnere mich seiner Antwort noch deutlich. ‚Glauben Sie nicht‘, erwiderte er, ‚daß ich Ihnen persönlich irgendwie zu nahe treten will, Herr Robinson, wenn ich sage, daß mir das eine dumme Frage scheint.‘ „Wie so?“ ‚Nun, weil sie einschließt, daß das Christentum etwas mit Eingebung, Prophezeiung und Wundern zu thun hat. Es hat nichts damit zu thun.‘“

Da das Semester am 4. April schloß, so unternahm Robin-

son nach Studentenart eine Fußtour, wobei er sich prächtig amüsierte; es fehlte ihm nicht an Gesundheit, Lebensmut und gutem Humor. Zuerst marschierte er nach Wittenberg, wo ihm auf den schlichten Grabsteinen Luthers und Melanchthons der Kontrast der beiden Gesichter auffiel. Aus seinem Berliner Aufenthalt verdient besonders seine Begegnung mit Nicolai, an den er ein Empfehlungsschreiben abzugeben hatte, erwähnt zu werden. „Diejenigen“, sagt er, „die ihn nur als die Zielscheibe Goethescher und Schillerscher, Tieckscher und Schlegelscher Satiren kennen, mögen entschuldigt werden, wenn sie ihn für einen Esel halten. Trotzdem irren sie, denn er ist noch etwas anderes als ein Erzpedant. Nicolai war in seinen jüngeren Jahren ein wirklich verdienstlicher Mann; nur lebte er zu lange. Er war ein thätiger, gescheiter Kerl und voller Unternehmungslust in dem Streben nach niederen Dingen. Aller Sinn freilich für die höheren und edleren Zwecke der Litteratur und Wissenschaft ging ihm ab. Er schenkte mir seine Novelle: ‚Leben und Meinungen Sempronius Gundiberts‘. Sein bestes Buch: ‚Sebaldus Notanker‘ ist von Dutton ins Englische übersetzt. Ich fand Nicolai lebhaft und freundlich. Er unterhielt sich, ohne Bitterkeit zu zeigen und mein Geständnis, daß ich für einige Zielscheiben seiner Satiren große Verehrung hegte, mißfiel ihm nicht. Eine Nummer der ‚Neuen Berliner Monatsschrift‘, welche er mir einhändigte, enthielt einen sehr albernen Artikel über englische Beurteilungen der Deutschen. Unter den darin vorkommenden Lügen über die Engländer war z. B. die, daß sie ihre Frauen gesetzlich verkaufen können, wenn sie sie mit einem Strick um den Hals zu Markt bringen u. s. w. Nicolai sagte: ‚Schreiben Sie mir, was Sie darüber denken.‘ Das that ich denn auch nach meiner Rückkehr, und es freute mich später, zu finden, daß meine Antwort ohne Korrektur vollständig in der Zeitschrift abgedruckt worden war, und das noch dazu mit einer lobenden Vorrede des Herausgebers.“

Auf dem Rückwege nach Jena besuchte Robinson in Altenburg den Schriftsteller Chr. Leberecht Heyne, der unter dem Namen Anton Wall allerlei Romane geschrieben hatte, u. a. einen, den Robinson später übersetzte, betitelt: „Amatonda“. Der

Dichter lebte seit Jahren in einem Dachzimmer und zwar, ohne eigentlich krank zu sein, im Bette. Sein Charakter war eine Mischung von gutmütiger Freundlichkeit und Eitelkeit. Übrigens beurteilte Schlegel seine „Bagatellen“ nicht schlecht.

Im folgenden Semester legte sich Robinson besonders auf die alten Sprachen. Privatstunden von einem alten Studenten kosteten ihm drei Thaler sechs Groschen für zwei Monate.

Unter dem 2. Juni 1803 schreibt er an seinen Bruder: „Ich habe mich in zwei Dingen erfreulicherweise geändert: erstens kann ich mich in gemischter Gesellschaft, ohne Langeweile zu empfinden, amüsieren und zweitens habe ich jenen unersättlichen Lesehunger verloren, der eher einer Krankheit als einer Leidenschaft glich. Ich kann doch jetzt einen Spaziergang machen, ohne ein Buch in der Tasche zu haben, und kann zufrieden sein, obschon ich auf meinem Pulte kein neues, unaufgeschnittenes Buch vorfinde. Unter den Studenten habe ich allerlei körperliche Übungen wie den Froschsprung und das Springen über Gräben eingeführt. Diesen Übungen verdanke ich zum großen Teil mein dermaliges Wohlbefinden. Kurzum ich bin sorglos und lebenslustig und nichts weniger als träge. Ich schreibe und studiere acht Stunden täglich...“

Zu Robinsons neuen Bekannten in Jena gesellte sich Voß. Von ihm heißt es in den „Erinnerungen“:

„Zur Zeit, als ich bei ihm eingeführt wurde, war er ein ältlicher Herr, groß und schmächtig, mit scharfer Nase. In seinem Wesen offenbarte sich Scharfsinn und Naivetät zugleich. Er lebte zurückgezogen und sehr häuslich. Dem Umstande, daß er ein Mecklenburger Bauernsohn war, schrieben einige den Mangel an gutem Ton in litterarischen Streitfragen zu. Vielleicht aber ist seine überaus große Gewissenhaftigkeit mehr daran schuld. Er ist ein streng tugendhafter Mann und ein Protestant. Was dem von ihm als wahr und recht Erkannten widerspricht, das kann er nicht ertragen. Den Katholicismus nennt er Jesuitismus. Als sein Freund, der Graf Stolberg, zum Katholicismus übertrat, hielt er diesen Schritt für so gut wie ein Verbrechen. Ebenso wenig konnte er Meinungsverschiedenheiten auf litterarischem Gebiete ertragen. ... Es gelang mir nicht, ihn von der Schönheit der Drydenschen Horazübersetzung zu

überzeugen. Seine Liebe zur englischen Litteratur konzentrierte sich auf Shakespeare und Milton. Von beiden sprach er mit der größten Bewunderung und versicherte mich, daß Milton, wenn er es gewollt hätte, mit Erfolg den Hexameter in die englische Sprache habe einführen können. ... Da es bekannt war, daß Voß nach dem Abendessen Besuche empfing, so benutzte ich die Gelegenheit, ihn zu sehen, häufig; denn bei all seinen Schwachheiten und bei all seiner Engherzigkeit lag eine Aufrichtigkeit, Lauterkeit und Schlichtheit in ihm, die ihm einen Platz unter den ersten Männern, in denen sich geistige Kraft und die höchsten moralischen Eigenschaften verbanden, einräumt. Auch lag in meinen Augen kein geringes Verdienst darin, daß er Goethe und Schiller liebte, trotz der großen Verschiedenheit seiner litterarischen Richtung und der ihrigen. ... Einmal traf ich den Philologen Wolff bei Voß an. Voß' Neigung zu ihm muß ebenfalls als ein seltener Akt von Toleranz angesehen werden, da er mit Wolffs Homertheorie durchaus nicht übereinstimmte. ‚Es wäre ein größeres Wunder', pflegte er zu sagen, ‚wenn es mehrere Homere gegeben hätte als nur einen.'" Im Anfang des Septembers 1803—1804 erlitt die Universität Jena einen großen Verlust, indem nicht weniger als sieben Professoren, unter ihnen Schelling, Paulus und Hufeland fortzogen. „Ein anderer Verlust ging mich persönlich noch näher an", schreibt Robinson. „Er war die Folge der Neujahrsfeier. In Jena wie an anderen deutschen Universitäten ist es Sitte, das neue Jahr mit einer Mitternachtsfeier einzuweihen. Die Burschen versammeln sich auf dem Marktplatz, und wenn die Stadtuhr zwölf schlägt, rufen sie dem alten Jahr ein Pereat, dem neuen ein Vivat zu. Ein jeder wird dann mit ‚Das neue Jahr soll leben!' begrüßt. Raketen und Schwärmer spielen bei dieser Feier eine große Rolle. Es liegt nun am Tage, daß es bei der Dunkelheit der Nacht und der Aufregung des voraufgegangenen Kommerses leicht zu Prügeleien und Ruhestörungen dabei kommt; insbesondere wenn während des verflossenen Jahres einflußreiche Studenten sich durch die Behörden beeinträchtigt glaubten. Im vorigen Jahre wurden in dreißig Häusern die Fenster eingeworfen, und zwar ohne daß die Studenten Widerstand fanden oder von den

Universitätsbehörden zur Rechenschaft gezogen wurden. In diesem Jahre erwartete ich keinerlei Tumult und ging daher vor dem Schlage zwölf nach einer Kneiperei mit den Kurländern nachhause. Unglücklicherweise aber hatte sich im verflossenen Jahre ein Handwerker unliebsam gemacht, und die zahlreich versammelten Studenten machten ihrem Zorne dadurch Luft, daß sie ihm ein paar Fenster einwarfen. Sofort erschien eine Anzahl Husaren auf dem Platz, und es entstand ein Handgemenge, das mit der Vertreibung der wenigen und noch dazu meist betrunkenen jungen Leute vom Marktplatz endigte. Da erscholl der Ruf „Bursch' heraus!" und sämtliche Studenten erschienen auf dem Kampfplatz. Man rief den Prorektor heraus und verlangte von ihm die sofortige Freilassung eines verwundeten und auf die Wache gebrachten Studenten. Dies wurde verweigert, und die Husaren erschienen abermals. Die Sache lag schon ohnehin schlimm genug. Nun aber machten die Studenten sie noch schlimmer durch eine höchst unziemliche Eingabe, worin Amnestie für die betreffenden Studenten, Vergütung für die ihnen angeblich durch die Zuhilfenahme des Militärs zugefügte Beleidigung, sowie endlich auch ein Versprechen seitens der Regierung verlangt wurde, in Zukunft nie wieder Truppen, die nicht in Jena garnisonierten, bei ähnlichen Gelegenheiten zu requirieren. Sollten diese Forderungen nicht angenommen werden, so drohten zweihundert und vier Studenten die Universität um Ostern zu verlassen. Unter den Unterzeichnern befanden sich die Kurländer, Rheinländer, kurzum fast alle meine persönlichen Freunde. Ich selbst wurde als eine Art privilegierte Person nicht zur Unterschrift gedrängt, doch wurde für meinen Namen Platz gelassen. Vonseiten des akademischen Senates wurden die Verhandlungen einem Manne anvertraut, dem es an Takt fehlte, und so wurde die Kluft nur noch erweitert. Beide Parteien hegten im geheimen den Wunsch einer Versöhnung, denn die Professoren besorgten, ihre Zuhörer zu verlieren, und die Studenten wußten sehr wohl, daß sie an keinem anderm Ort so viele Vorteile verbunden mit so geringen Kosten genießen konnten. Keine Partei aber wollte die nötigen Zugeständnisse machen. In dem Glauben, ich sei vielleicht zum Vermittler nicht ungeeignet, suchte ich sieben Mitglieder des Senates auf. Die Sache war aber bereits

dem Herzog unterbreitet, dessen Stolz durch die Beleidigung seines Militärs verwundet worden war. Die strengen Befehle, die er gab, machten jede Versöhnung unmöglich. Ich werde im weiteren noch Genaueres über meine Vermittelungsversuche bei Goethe mitzuteilen haben. Auch diese schlugen fehl. ..."

„Die Aussicht, so viele Freunde zu verlieren", fährt Robinson fort, „war mir wahrhaft schmerzlich; und ich würde den Verlust noch tiefer empfunden haben, wenn mein Interesse am Universitätsstudium nicht gerade damals in den Hintergrund gedrängt worden wäre. Es geschah dies durch eine höchst interessante Bekanntschaft, die ich im Jahre 1804 mit einer Dame machte, die damals europäischen Ruhm genoß und in der Geschichte der französischen Litteratur einen dauernden Platz einnimmt. Eines Tages erhielt ich von Böttiger ein merkwürdiges Billet, das mit den Worten anhob: ‚Madame de Staël, von deren Lippen Geist und Honigrede träuft, wünscht Ihre Bekanntschaft zu machen, liebster Herr und Freund!' Im folgenden bat er mich, einen Tag zu bestimmen, an dem ich ihn zum gemeinsamen Diner besuchen könne, und forderte mich auf, eine für die gewöhnliche Verstandeswelt passende Skizze von Schlegels ‚Allphilosophie' für die Dame auszuarbeiten." „Diesem Verlangen kam ich auch nach", sagt Robinson bescheiden; „nicht weil ich mir einbildete, auch nur einen Satz schreiben zu können, der einen deutschen Philosophen befriedigt haben würde, sondern weil ich glaubte, ich könne einer französischen Dame, und sei sie eine Staël, einen Dienst leisten. Am 28. Januar machte ich ihr zuerst meine Aufwartung. Man führte mich in ihr Schlafzimmer, was mich, der ich die Pariser Sitten nicht kannte, einigermaßen verblüffte. Sie saß, die Nachtmütze auf dem Kopf, sehr schicklich im Bett. Der Anblick war durchaus nicht reizend, doch empfing sie mich sehr herzlich und zwei lebhafte, schwarze Augen lächelten mir gütig zu. Nachdem sie mir in warmen Worten ihr Vergnügen bezeugt, meine Bekanntschaft gemacht zu haben, entließ sie mich bis drei Uhr. Als ich zurückkam, fand ich eine sehr verschiedene Person vor, die geistreiche, von Bewunderern umgebene Französin. Einige der letzteren waren selbst Berühmtheiten, z. B. der Greis Wieland. Bei dieser sowie bei allen späteren Gelegenheiten,

deren ich mich erinnere, befand sich nur eine einzige Dame unter den Geladenen, an jenem Tage Frau v. Kalb. Frau v. Staël verhehlte ihre Vorliebe für die Gesellschaft von Männern nicht. Während ihres kurzen Aufenthaltes in Weimar folgten, glaube ich, noch fünf Diners, bei denen ich gegenwärtig war. Bei einem derselben erzählte sie: ‚Buonaparte schickte seinen Marschall, Coulaincourt, wenn ich nicht irre, zu mir mit der Botschaft, er könne mir nicht gestatten, Gäste zu empfangen; er wisse wohl, ich sei seine Feindin, und daß mein Haus allen seinen Feinden offen stehe. Ich könne in Paris bleiben, wenn ich wolle, müsse aber allein leben. Darauf konnte ich, wie Sie einsehen werden, natürlich nicht eingehen, und darum begab ich mich auf Reisen.‘ ...“ „So viel darf ich sagen“, bemerkt Robinson hinzu, „daß sie wirklich von dem lobenswerten Wunsch beseelt war, die besten deutschen Schriftsteller und ihre Werke kennen zu lernen. Aus diesem Grunde suchte sie auch meine Bekanntschaft zu machen, denn nach ihr (und die Bemerkung ist im allgemeinen wahr) ist der Geist der Engländer die Brücke zwischen dem Franzosen und dem Deutschen, das Verbindungsmittel zwischen beiden.“ „Eines Tages kam der Herzog während meines Besuches“, erzählt Robinson weiter. „Sie stellte mich vor und sagte: ‚J'ai voulu connaître la philosophie allemande; j'ai frappé à la porte de tout le monde. Robinson seul l'a ouverte.‘ Am folgenden Tage redete sie mich so an: ‚Wie so ganz wie ein Engländer Sie sich gestern betragen haben! Als der Herzog hereinkam, waren Sie mitten in einer Geschichte, und Sie fuhren damit nach einer kleinen Unterbrechung fort. Kein Deutscher würde das zu thun gewagt haben. Es versteht sich, daß ein Fürst stets die Unterhaltung zu beginnen hat. Die Übrigen beantworten etwaige Fragen und folgen dann im Gespräch nach.‘ Darauf versetzte ich: „Ich sehe ein, daß ich unrecht habe. Ich hätte nicht fortfahren sollen.“ ‚Vielleicht nicht‘, erwiderte sie; ‚ich war aber trotzdem entzückt, daß Sie es thaten.‘ ...“

„Wenn ich mit ihr allein war“, erzählt Robinson an einer anderen Stelle, „so that ich mein Bestes, sie mit der alles überragenden Größe Goethes bekannt zu machen. Es gelang mir nicht. Sie schien völlig unfähig, einzusehen, worin seine Vor-

trefflichkeit lag. Nur ihre Sympathie ließ sie einen Teil der Bewunderung, die jeder für den großen Dichter empfand, mitempfinden. Unter den ausgezeichneten Vorzügen Goethes, die sie nicht wahrzunehmen vermochte, war seine Naivetät. Ich las ihr Dutzende der feinfühlendsten und reizendsten Epigramme vor, aber sie verstand sie nicht und konnte ihren Kern nicht erfassen. . . Ihr Erfolg, eine schöne Äußerung mißzuverstehen, tritt deutlich bei Gelegenheit ihrer Übersetzung eines Kantischen Wortes hervor, des bekannten: ‚Es giebt zwei Dinge, die meinen Geist, je mehr ich sie betrachte, mit um so größerer Bewunderung erfüllen: der Sternenhimmel über mir und das ethische Gesetz in mir‘ Sie sprang auf und rief: ‚Ah, que cela est beau! Il faut que je l'écrive.‘ Viele Jahre später in ihrem Buch über Deutschland fand ich die Äußerung so französiert: ‚Car, comme un philosophe célèbre a très bien dit, pour les coeurs sensibles il y a deux choses —.‘ Man denke sich den ernsten Philosophen in Königsberg unter den ‚coeurs sensibles‘! . . .“

„Es geht aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe hervor“, fährt Robinson fort, „daß die beiden großen Dichter den Besuch der Staël in Weimar keineswegs mit günstigen Augen betrachteten. Schiller besuchte sie nicht. Goethe zog sich möglichst von ihr zurück. . . . Von einem der Meisterwerke des letzteren, der „natürlichen Tochter“, sprach sie einmal höchst unehrerbietig und riß mich zu der Bemerkung hin: ‚Madame, vous n'avez pas compris Goethe, et vous ne le comprendrez jamais.‘ Ihre Augen funkelten; sie streckte ihren schönen Arm aus, auf den sie mit Recht stolz war, und sagte mit Nachdruck: ‚Monsieur, je comprends tout ce qui mérite d'être compris, ce que je ne comprends n'est rien.‘ Ich verbeugte mich tief. Dies wurde während der Mahlzeit gesagt. Nach Tische gab sie mir sehr freundlich die Hand und sagte: ‚Ich war im Augenblick böse, jetzt ist's alles vorbei.‘

„Ich glaube, ich verdankte die Gunst, in der ich bei ihr stand, meinem vollkommenen Freimut. Eines Tages las sie uns in Gegenwart Böttigers ‚die Braut von Korinth‘, ‚das abscheuliche Gedicht‘, wie Herder es nannte, vor. Den Hauptpunkt, auf den alles ankommt, der dem Ganzen erst die gewisse, vielen anstößige

Färbung giebt, hatte sie nicht bemerkt und ganz übersehen. Als sie geschlossen, brachen alle außer mir in Beifallssturm aus. ‚Et vous Robinson, vous ne dites rien?‘ wandte sie sich an mich. „Madame, je m'occupe en pensant si vous avez compris le véritable sens des mots.“ Und dann las ich die betreffenden Worte mit Betonung. Böttiger meinte: ‚Madame a parfaitement rendu le vers.‘ „Taisez-vous!“ rief sie aus, schwieg einen Augenblick, gab mir dann die Hand und sagte: „Vous tous m'avez louée. Robinson seul m'a corrigée. Robinson, je vous remercie.““

„Ein anderes Mal, kurz vor ihrer Reise nach Berlin, wurde ihr Ballanzug für des Königs Geburtstagsfest nach Tische den Gästen gezeigt. Alle priesen ihn laut, nur ich schwieg. Als sie das merkte, sagte sie: ‚Et vous Robinson, vous ne dites rien?‘ „Madame“, antwortete ich im Ton angenommenen Ernstes, „vous êtes un peu exigeante. Je ne puis admirer vous et votre robe au même temps.“ ‚Ah, que vous êtes aimable!‘ rief sie aus und lächelte mir zu, als wollte sie sagen: Ich weiß wohl, daß Sie nichts damit meinen, indessen sind das Dinge, die wir erwarten müssen. Sie machen wirklich Fortschritte. Bis dahin war, wie gesagt, englische Offenheit meine Gewohnheit gewesen.“

Robinson erzählt dann noch allerlei Anekdoten von der berühmten Frau und ihrem Begleiter Benjamin Constant. Er selbst wurde von ihr aufgefordert, mit ihr als ihr steter Gast nach Berlin zu kommen, doch wurde wegen des Todes ihres Vaters, des Ministers Necker, aus dem Berliner Aufenthalte nichts, und Schlegel trat als Reisebegleiter an seine Stelle. Während ihres Aufenthaltes in Weimar war Wieland ihr häufiger Gast. Derselbe wandte sich einst, als die berühmte Frau wieder alle ihre Gäste durch ihre Beredsamkeit hingerissen hatte, an Robinson und rief aus: „Daß ich in meinem hohen Alter noch eine solche Frau sehen sollte!“ Sie selbst dagegen hielt nicht viel von Wieland. Als Robinson ihr gegenüber einmal die Bemerkung machte, daß der Verfasser des „Musarion“ am meisten Französisches an sich habe, antwortete sie: „Ich weiß es, und deshalb stelle ich ihn nicht gar hoch. Ich liebe es, wenn der Deutsche deutsch ist.“

„Es hieße Frau v. Staël ungerecht beurteilen, wenn man schließen wollte, sie habe kein Gefühl, weil sie die Muße besitzt, um beredt zu sein“, heißt es an einer anderen Stelle unserer Memoiren. Übrigens machte Robinson in ihrem Hause auch die Bekanntschaft mehrerer Herren und Damen des Weimarer Hofes, unter anderen auch die des bekannten Fräuleins Thusnelde v. Göchhausen. Sie las ihm einmal ein französisch geschriebenes Billet an die Stael vor, dessen Komplimente ihm unaufrichtig vorkamen. Er gab ihr also das Geschriebene mit den Worten zurück: „Seien Sie so gut, gnädiges Fräulein, mir das Deutsch vorzulesen.“ Fräulein v. Göchhausen begann, stotterte und hielt endlich ganz inne. „Das läßt sich nicht deutsch sagen“, meinte sie. „Ganz recht“, antwortete Robinson, „und soll ich Ihnen sagen, warum nicht? Die deutsche Sprache ist eine ehrliche Sprache, und die deutschen Gewohnheiten sind ehrlich. So oft Sie daher ein bloß leeres, nichtssagendes Kompliment machen wollen, fühlen Sie, wie Sie richtig bemerkten, daß sich das nicht deutsch sagen läßt.“

Von Schiller sah Robinson während dieses Semesters nur wenig; dagegen traf er im März 1804 wieder mit Goethe zusammen. „Es war im Theater“, schreibt er darüber. „Goethe saß in seinem Armsessel im Parkett, ich unmittelbar hinter ihm. Benjamin Constant war mit ihm gekommen und hatte, nachdem er mir die Hand geschüttelt, Goethe meinen Namen zugeflüstert. Sogleich wandte sich der letztere um und sagte mit einem Lächeln, das um so belohnender war, als sein gewöhnlicher Gesichtsausdruck etwas Kühles und Ablehnendes hatte: ‚Wissen Sie, Herr Robinson, daß Sie mich beleidigt haben?‘ — ‚Wie ist das möglich, Herr Geheimerat?‘ erwiderte ich. ‚Ei, Sie haben jedermann in Weimar besucht, nur mich nicht.‘ Ich fühlte, daß ich errötete, als ich antwortete: ‚Vermuten Sie jeden anderen Grund, Herr Geheimerat, nur nicht den Mangel an Ehrerbietung.‘ Er lächelte und sagte: ‚Es soll mich freuen, Sie zu irgendeiner Zeit bei mir zu sehen.‘ Natürlich gab ich gleich am nächsten Morgen meine Karte bei ihm ab, und schon am folgenden Tage kam eine Einladung zum Mittagessen. ... Es war, glaube ich, an dem erwähnten Theaterabend, daß ich ihn fragte, ob er unser

‚Venice Preserved‘ [1]) kenne. ‚O ja, recht gut!‘, erwiderte er, ‚die komischen Scenen sind ganz besonders gut.‘ Ich war ganz verblüfft über ein solches Urteil und versetzte: ‚Wirklich? In England hält man diese Scenen für so schlecht, daß sie nicht gespielt werden.‘ — ‚Das kann ich wohl verstehen‘, war Goethes Antwort, und doch werden Sie nach einigem Nachdenken finden, daß jene Scenen für das Stück ganz unentbehrlich sind. Sie allein erklären, ja man möchte sagen, rechtfertigen die Verschwörung; denn in ihnen sehen wir, wie vollständig regierungsunfähig der Senat geworden war.‘ Ich erkannte das Treffende dieser Kritik sofort und schämte mich, nicht schon früher selbst daran gedacht zu haben. Übrigens sprach Goethe in der Unterhaltung stets in der schlichtesten und anspruchlosesten Weise, doch lag eine merkwürdige Bedeutsamkeit darin, eine ruhige Stärke, eine Kraft ohne Anstrengung, die mich an eine Bemerkung über ein Bild, auf dem ein Mann mit einem Engel ringt, gemahnte. Ein Unwissender tadelte das Bild aus dem Grunde, weil im Engel kein Zeichen der Anstrengung sichtbar, keine Muskel gespannt sei 2c. Aber dies war offenbar Absicht und sollte die Engelsnatur andeuten. Dasselbe finden wir bei den griechischen Götterbildern.“

„Als Madame de Staël von Berlin zurückkehrte“, fährt Robinson fort, „speiste ich mit ihr, Schlegel, Tieck und Riemer bei Goethe. Außer Madame Goethe war sonst niemand zugegen. Der Gegensatz zwischen Schlegel und Goethe fiel mir auf. Die Ruhe des letzteren konnte nichts übertreffen, während Schlegel sich augenscheinlich bemühte, geistreich und witzig zu sein. Er spottete über Böttiger und verglich ihn mit Bardolph. Von Goethe erinnere ich mich nur ein paar bedeutsamer Worte. Er sagte zu Schlegel, daß die Absicht seines Bruders, die ‚Sakuntala‘ zu übersetzen, ihn freue. ‚Ich möchte das Gedicht in seiner wahren Gestalt sehen, anstatt so, wie es von den moralischen Engländern dargestellt wird‘, fügte er hinzu, indem er das Wort moralisch mit sarkastischem Nachdruck aussprach. Dann fuhr er fort: ‚Eigentlich aber hasse ich alles Orientalische‘, womit er wohl nur meinte, daß er den griechischen Geist dem

1) Ein Trauerspiel des englischen Dichters Otway (1651—1685).

orientalischen vorziehe. ‚Es ist mir lieb, daß es für mich etwas zu hassen giebt, denn sonst liefe man Gefahr, in die langweilige Gewohnheit zu verfallen, alles wörtlich an seinem Platze gut zu finden, und das wirkt zerstörend auf alles wahre Gefühl.‘“

Nicht lange nach diesem Gespräch suchte Robinson Goethe für die Sache der Jenenser Studenten zu gewinnen und ihn um seine Vermittelung anzugehen, damit der gedrohte Auszug vermieden würde. Goethe aber meinte, beide Parteien seien im Recht, und der Vermittelungsversuch blieb, wie schon erwähnt, erfolglos.

Ehe nun Robinson um Ostern nach Jena zurückkehrte, besuchte er seinen Freund Voigt, den Sohn des Prorektors, der sich als Arzt in Gotha niedergelassen hatte. Zu gleicher Zeit machte er dort die Bekanntschaft von Adam Weishaupt, dem bekannten Stifter des Illuminatenordens, und fand ihn durchaus nicht so schreckenerregend, wie boshafte Übertreibungen ihn hatten vermuten lassen. Während dieser Begegnung äußerte Weishaupt unter anderem: „Eins der Kennzeichen, woran ich den Charakter des Menschen erkenne, ist das, was er von Grundsätzen sagt. Der Schwächling spricht fortwährend von seinem Handeln nach Grundsätzen. Der Tüchtige thut stets das Rechte im rechten Augenblick und beweist dadurch seine Tüchtigkeit.“ Und weiter: „Es giebt nur einen Schulmeister, dessen Lehren stets wirksam sind, das ist die Notwendigkeit. Das Übel breitet sich aus und wächst, bis es sich endlich selbst den Tod giebt. So war es mit dem Papsttum, so wird es mit der Monarchie gehen.“

Jena erschien um diese Zeit wie ausgestorben. Die Studenten hatten Wort gehalten und waren meistens nach Würzburg gezogen. Ein Trost über den Verlust so vieler junger Freunde lag für Robinson in der Bekanntschaft mit Major v. Knebel, den er zuerst im Wolzogenschen Hause kennen lernte und mit dem er bald durch die innigste Freundschaft verbunden wurde. „Wenn ich mich einmal drei Tage lang nicht bei ihm zeige“, schreibt er an seinen Bruder, „gleich kommt ein Diener des Majors, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen.... In seinem Hause fühle ich mich vollkommen glücklich, wir lesen Shakespeare und Lucretius und reiten dasselbe Steckenpferd. Major Knebel“, so schließt der Brief, „ist ein höchst würdiger Mann; großmütig

und aufrichtig; ein Kavalier ohne Trug, ein Soldat ohne Leichtfertigkeit. Sein größter Fehler ist, daß er Buonaparte bewundert. Kürzlich war ich dort mit dem ehrwürdigen Griesbach und dem ebenso ehrwürdigen Wieland in Gesellschaft."

Unterdessen kam die Zeit heran, wo Robinson seinen Freunden in Würzburg einen längst versprochenen Besuch abstatten konnte. Am 10. September machte er sich dorthin auf und zwar in Begleitung eines Freundes Knebels, eines Herrn v. Holzschuher aus Nürnberg, dessen liebenswürdigem Charakter nnd dessen „angeborenem Adel der Beine" er alles Lob spendet. Sie brachten es fertig, täglich 12—14 Meilen zu marschieren. „Mein Empfang in Würzburg", schreibt der Wanderer, „war der allerherzlichste. Die früheren Jenenser Studenten drängten sich um mich, um die Neuigkeiten zu hören von einem Ort, an dem sie mehr hingen, als ihr Stolz zugeben wollte. Als ich mich in meinen Gasthof begab, drangen meine Begleiter in mich, des Spaßes wegen, die Hauptrolle in einem lustigen Streich zu übernehmen, den sie dem etwas einfältigen Wirte spielen wollten. Ohne mir vorher zu sagen, was sie eigentlich zu thun beabsichtigten, stellten sie mich dem letzteren sofort als den berühmten Philosophen Fichte vor. Der Wirt war ein so entsetzlicher Einfaltspinsel, daß meine Aufgabe dadurch erleichtert wurde. Meine Freunde legten mir nun ganz ernsthaft philosophische Fragen vor, und ich beantwortete sie, bald mit delphischer Geheimthuerei, d. h. Blödsinn, bald mit pomphaften, abgeschmackten Redensarten, eine vielleicht noch erfolgreichere Methode, um einen Thoren zu bethören. Unser Herr Wirt war entzückt, sein Haus durch die Gegenwart eines so großen Mannes geehrt zu sehen, und brachte bald als Zeugen und Teilhaber seines Glückes einen jungen, katholischen Priester herein, der sich auf seinem Wege zu Dalberg befand. Nachdem meine Freunde fortgegangen und ich allein war, kam der junge Geistliche noch einmal zu mir und bat um die Ehre, ein paar Worte mit dem großen Manne unter vier Augen reden zu dürfen. Nun glaubte ich mich ganz unschuldig für meine Mühe dadurch schadlos halten zu dürfen, daß ich ihn über seine eigenen Ansichten ausforschte und sagte deshalb: ‚Bitte lassen Sie uns jetzt, da die jungen Leute fort sind, ganz auf-

richtig miteinander reden. Männer unseres Charakters verstehen einander. Wie kommt es, daß ein Mann von Ihren philosophischen Neigungen sich der Sklaverei des römisch-katholischen Glaubens unterwirft? Wie wagen Sie es, philosophisch zu denken?' Er sah mich mit einem an Hogarth erinnernden Blick an und sagte: ‚Um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, Herr Professor, so giebt es keinen unter uns, der das Joch nicht fühlt. Wir beneiden Sie Protestanten, aber wir sind arm und müssen uns um des Unterhaltes willen fügen. Aber ich versichere Sie, wir sind aufgeklärter, als Sie denken!' Und dann fügte er mit einem eitlen Lächeln hinzu: ‚Vielleicht glauben wir nicht einmal so viel wie Sie. Im geheimen sind wir sehr aufgeklärt.' Die ganze Manier, in der er fortfuhr, versöhnte mich mit dem Streich, den wir ihm spielten. Zweifellos redete er nur so, um sich meine günstige Meinung zu gewinnen. . . ." Am nächsten Morgen bezahlte Herr Professor Fichte seine Rechnung und zog zu seinen Freunden. Zwei Tage brachte Robinson in Würzburg zu, während deren er seine Bekanntschaft mit Professor Paulus erneuerte. Er spricht demselben vollkommene Lauterkeit und Aufrichtigkeit nicht ab. Auf der Rückreise berührte er Karlsruhe, Heidelberg und Frankfurt. Die Bergstraße entzückte ihn. In Heidelberg traf er mit Albrecht v. Haller zusammen, der ihm, den er durch seine freimütigen Reden in einem Lande, das von den Franzosen besetzt war, gefährdet glaubte, einen Sitz in seinem Reisewagen anbot, damit er mit ihm „über den nichtswürdigen Kaiser und das elende Volk reden könne, das die deutsche Nation in solches Elend gestürzt habe".

Am Schlusse seines kurzen Frankfurter Aufenthaltes schreibt Robinson in sein Tagebuch: „Die Gefühle, welche wir für alte Freunde hegen, werden manchmal gefährdet durch einen kurzen Besuch nach einer langjährigen Abwesenheit. In der Erinnerung an den früheren Verkehr mit denselben liegt ein Reiz, der leicht durch ein nur kurzes Wiedersehn zerstört wird. Hält man sich zum zweitenmale lange genug bei ihnen auf, um ein neues Bild zu gewinnen, so geht eine verdoppelte und gestärkte Anhänglichkeit daraus hervor. Sonst aber wird ein Traum vernichtet und nichts anderes dafür an die Stelle gesetzt."

Übrigens gefiel ihm Bettina, die er früher als „kleines, dickes,

wildes Mädchen, das auf die Apfelbäume kletterte und unaufhörlich schwatzte", kennen gelernt hatte, diesmal viel besser.

Nach seiner Ankunft in Jena nahm ihn sein Freund Knebel nach Weimar mit, um ihn seiner Schwester und anderen Freunden vorzustellen. Bei der Gelegenheit besuchte er auch Frau v. Wolzogen und wohnte einer Vorstellung „Turandots" bei. Die Schauspieler trugen alle Masken, und bei jeder Wiederholung des Stückes wurden neue Rätsel eingelegt, mit denen die Chinesische Prinzessin ihre Liebhaber quält.

„Am 24. November", erzählt Robinson weiter, „fand in Jena ein Ereignis statt, das mit ernsten Folgen drohte, schließlich aber zu meinen Gunsten umschlug und mir zu einer Bekanntschaft mit der Herzogin-Witwe verhalf. Der unpopulärste von allen Jenenser Professoren war ein gewisser E. Er hatte sich beim Großherzog einzuschmeicheln verstanden, wurde aber von seinen Kollegen wie von den Studenten gleich sehr gehaßt. Er las damals über Homer und die römischen Satiriker. Einer der Studenten nun hatte mir einen Kommentar zum Horaz eingehändigt, aus dem, wie ich ersah, der Professor eine Seite nach der anderen abzulesen pflegte. Sobald die Vorlesung zu Ende war und E. den Saal verlassen hatte, rief ich den Studenten zu: ‚Meine Herren! Ich will Ihnen die Vorlesung noch einmal halten', und fing an zu lesen. Es war damit aber noch ein wenig zu früh; denn E. war noch in Hörweite und rannte nun in den Saal zurück. Ein Wortwechsel folgte, und ich wurde vor den Prorektor citiert. Es ging sogar das Gerücht, ich werde mein consilium abeundi erhalten. Aber Freund Knebel bemühte sich aufs eifrigste in meinem Interesse. Der Prorektor verhörte mich, und ich erzählte ihm alles, was ich wußte. Mein Hauptfreund im Senat war der berühmte Jurist Thibaut. Bald genug vernahm ich, daß E. seinerseits die Sache höheren Ortes falsch und, wie es schien, mit Erfolg dargelegt habe. Thibaut riet mir nun, in aller Form einen Bericht aufzusetzen und ihn dem Prorektor mit der Bitte zuzustellen, denselben dem Senat zu unterbreiten. Das that ich denn auch und fügte noch einen Brief von einem Studenten bei, worin jede wichtige Thatsache bestätigt wurde, und insbesondere auch die, daß E. lediglich aus Haver-

kamp vorgelesen. Der Senat forderte E. auf, seine Antwort einzusenden. Thibaut äußerte, daß er für seine Person niemals in ein consilium abeundi einwilligen würde; denn entweder müßte ich mit Scham und Schande als Lügner relegiert werden, oder ich habe die Wahrheit geredet, und dann sei das Beste, so wenig wie möglich aus der Sache zu machen. Inzwischen erfuhr man, daß E. nach Weimar gereist sei, in der Absicht, einen herzoglichen Befehl, meine Ausweisung betreffend, zu erwirken. Meine Freunde beschlossen deshalb, mich bei der Großherzogin einzuführen. Der Prorektor, der auf meiner Seite zu stehen vorgab, schlug vor, die Sache mit einer bloß nominellen Strafe beizulegen, d. h. mit einer zweitägigen Ausweisung. Ich antwortete, daß ich mich keiner Strafe unterwerfen würde. Wenn das Urteil gegen mich ausfallen würde, so würde ich an den Herzog appellieren; und wenn das erfolglos sein sollte, so würde ich die Universität verlassen und ein gedrucktes Exemplar meiner Eingabe an die übrigen deutschen Hochschulen einsenden. Übrigens erbot ich mich, falls ich dazu aufgefordert werden sollte, die Anklage des Plagiats zu beweisen. Der Prorektor beantwortete mein Schreiben nicht, und so endete die Sache.

„Unterdessen wurde ich bei der Herzogin Amalie eingeführt. Ich fühlte mich ihr gegenüber am ersten Tage so ungezwungen wie am letzten. Sie forderte mich auf, mich am Abend in Schillers Loge einzufinden. Ich ging denn auch mit Schiller und seiner Gesellschaft hin. Da kam die Herzogin, stellte sich ganz in meine Nähe und plauderte mit mir. E. war im Parterre, und man vermutete, daß mein Anblick ihm die letzte Hoffnung auf Erfolg geraubt habe. Jedenfalls schwanden dadurch, daß die Herzogin mich öffentlich unter ihren Schutz genommen hatte, von Neujahr an alle Besorgnisse um meinetwillen."

„Nun muß ich", fährt Robinson fort, „eines Ereignisses Erwähnung thun, welches das Land weithin, insbesondere aber Weimar und Umgegend, in Trauer versetzte, ich meine Schillers Tod. Ich habe oft bedauert, daß ich mir während meines Aufenthaltes in Jena nicht mehr Mühe gab, mit dem großen Dichter in Weimar zusammenzutreffen. Dann und wann sah ich ihn

in seinem Kreise, aber ich drängte mich demselben nicht auf, und dies letztere kann ich nicht bedauern. Die einzige Unterhaltung mit Schiller, deren ich mich erinnere, knüpfte sich an meine Frage, ob er kein Englisch könne, da ich deutsche Shakespeare-Übersetzungen unter seinen Büchern bemerke. Er antwortete: ‚Ich habe Shakespeare auf englisch gelesen; lese aber aus Grundsatz nicht viel in fremden Sprachen. Meine Lebensaufgabe ist es, deutsch zu schreiben, und ich bin überzeugt, daß einer nicht viel in anderen Sprachen lesen kann, ohne das feine Gefühl für die Kraft der Worte zu verlieren, das zu einem guten Stil gehört.‘ Ich fragte ihn dann, ob er mit Lillo [1]) bekannt sei, und er erwiderte, daß er ein Stück, dessen Gegenstand George Barnwell sei, angefangen habe und Lillos dramatisches Talent hochschätze. . . .

„Freitag, der 10. Mai, war der letzte Tag, den Fries in Jena zubrachte. Wie gewöhnlich war ich mit ihm und den anderen zum Nachmittagskaffee nach Zwätzingen gegangen. Ich verließ die Gesellschaft jedoch früh, um versprochenermaßen mit Knebel bei Fahrenkrüger Thee zu trinken. Während ich dort war, kam jemand mit der Nachricht, Schiller sei tot. Knebel sprang auf und rief mit lauter Stimme, während er heftig auf den Tisch schlug: ‚Der Tod ist der einzige dumme Junge.‘ Es war lächerlich und rührend zugleich. Die Gefühle des guten Knebel waren stets eine wunderliche Mischung von Übertreibung und Zartgefühl. Er hatte Schiller geliebt und gab nun seinen Gefühlen diesen unmittelbaren und unbedachtsamen Ausdruck. Abends mußte ich in eine Fries zu Ehren gegebene Gesellschaft gehen. Wir blieben bis spät in die Nacht zusammen und sangen Studentenlieder; aber froh sein konnten wir nicht.

„Schiller wurde bei Nacht beerdigt. Es regnete. Ich war tief betrübt. Da aber weder Reden noch sonstige Zeremonieen am Grabe stattfanden, so ging ich nicht hin.“

Robinson erzählt im Verlauf des Buches noch manches von Wieland und seinen Gesprächen mit ihm über englische Litteratur an der Tafel der gastlichen Herzogin in Weimar oder in Tiefurt.

1) George Lillo, englischer dramatischer Dichter (1693—1739). Ein Hauptvertreter des bürgerlichen Trauerspiels.

Bei einer dieser Gelegenheiten sagte Wieland, sein bestes Buch sei „Musarion"; er habe es Zeile für Zeile mit Goethe durchgegangen. Das Charakteristische seines „Prosastiles" fand er in dem griechischen Wort στωμυλία, welches nicht etwa bloßes Geschwätz, sondern eine angenehme Weitschweifigkeit bedeute. Als Robinson ihm einst aus einem Briefe Gleims vorlas, wo eine Stelle mit Bezug auf Wieland, der sich damals bei Bodmer aufhielt, folgendermaßen lautete: „Es ist augenblicklich ein sehr gescheiter, junger Mann, Namens Wieland hier, ein großer Redner und ein großer Schriftsteller. Es ist schade, daß er sich, wie man wohl sehen kann, bald erschöpft haben wird" — schlug Wieland die Hände zusammen und rief: „Ich erschöpft! Ich stehe jetzt in meinem dreiundsiebzigsten oder vierundsiebzigsten Jahre und werde mit Gottes Hilfe noch mehr schreiben, als er je geschrieben hat; und das Geschriebene wird auch ihn überdauern."

Auch Frau v. Einsiedel lernte Robinson kennen. Sie pflegte mit der Herzogin nach Jena zu kommen, um den Vorträgen von Dr. Gall über Schädellehre beizuwohnen [1]).

Endlich nahte sich Robinsons Aufenthalt in Jena seinem Ende zu. Am 8. August 1805 reiste er nach Weimar, um Abschiedsbesuche zu machen. Die Herzogin war außerordentlich freundlich, ebenso Wieland. „Als ich den Dichter zum letztenmal besuchte", erzählt Robinson, „fand ich ihn mit Abschreiben beschäftigt und entschuldigte mich wegen meiner Störung." „Ich kopiere nur", entgegnete Wieland. „... Ich glaube, ich habe den sechsten Teil meines Lebens mit Abschreiben zugebracht, und ich hege keinen Zweifel, daß es eine wohlthuende Wirkung auf mich ausgeübt hat. Da ich mich der Abfassung von Werken der Einbildungskraft gewidmet habe, so hat das Abschreiben stets beruhigend auf mich gewirkt und dazu beigetragen, mich gesund zu erhalten."

Robinson schließt die Betrachtung seines vierjährigen Jenenser Aufenthaltes mit den folgenden Worten: „Mir war das Glück

1) Robinson schrieb ein Büchlein über Galls Schädellehre, betitelt: „**Some account of Dr. Gall's new theory founded on the anatomy and physiology of the brain and the formation of the Skull." With the critical strictures of C. W. Hufeland, M. D. London, Longmans & Co., 1807.**

beschieden, nach Jena zu kommen, als der alte Geist noch lebte und thätig war, und mit den letzten bedeutenden Resten eines Kreises öffentlicher Lehrer bekannt zu werden, die selten auf anderen Universitäten übertroffen worden sind. Ich habe gleichfalls eine seltene Vereinigung von litterarischem Talent und Genie gesehen, welche die späteren Zeiten als den dichterischen Schmuck des 18. Jahrhunderts ehren, und hoch über die prunkenden, aber weniger echten Schöngeister Frankreichs stellen wird.“

Der Abschied von Knebel wurde ihm besonders schwer. Voigt begleitete ihn ein Stück Weges. Am 21. desselben Monates erreichte er Braunschweig, und am 24. nahm er seinen Platz in der Post, die ihn nach Hamburg bringen sollte. Da er mitten durch die französische Armee hindurchreisen mußte, und außerdem einen Franzosen zum Begleiter hatte, mit dem er sich fortwährend zankte, so war sein Unternehmen gefahrvoll genug. Er verließ sich aber auf seinen Paß, der ihm als Sachse ausgestellt worden war, und auf seine Geläufigkeit im Deutschreden. „Ich pflegte manchmal auszusteigen und vorauszugehen“, erzählt er. „Einmal war ich ziemlich weit voraus und kam zu einem Schlagbaum. Zwei Soldaten ritten in geringer Entfernung auf und ab. Ich fragte den Chausseegeldeinnehmer: ‚Wer sind die?‘ — „Gensdarmes.“ — ‚Was machen sie?‘ — „Sie schauen nach verdächtigen Leuten aus.“ — ‚Meinen Sie Leute, die keine Pässe haben?‘ — „Jawohl, und solche die Pässe haben, z. B. Engländer, die sich für Deutsche ausgeben.“ — Ich lachte, und er that das Gleiche. Es war klar, daß er mich durchschaut hatte; doch drohte mir keine Gefahr von seiner Seite. Am zweiten Tage, abends sechs Uhr, kamen wir in Lüneburg an, das voll von Franzosen lag, und erreichten endlich um 1 Uhr Morgens die Elbe, wo Soldaten zum Visieren der Pässe lagerten. Es kostete ihnen aber wohl zu viel Mühe, ihre Betten zu verlassen, und wir wurden sofort auf einer Fähre nach Hamburg übergesetzt, wo wir uns unter preußischem Schutz befanden. So bald wir wieder im Wagen saßen, konnte ich meinen Triumph nicht länger unterdrücken; ich machte dem Franzosen ein Schnippchen und sagte: ‚Nun, mein Herr, ich bin ein Engländer.‘ Er verbarg seinen Ärger nicht. Hätte er meine Nationalität eine Viertelstunde früher erkannt, so würde ich wahr-

scheinlich sofort nach Frankreich spediert und bis 1813 dort als Gefangener zurückbehalten worden sein."

Nicht minder gefahrvoll war die Seereise. Robinson fuhr auf demselben Schiff, das die erste Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz nach England brachte, entging den französischen Kreuzern und kam endlich glücklich und voller Freude, sein Vaterland wiederzusehen, in England an.

Im Jahre 1807 wurde Robinson als Korrespondent der „Times" noch einmal nach Deutschland geschickt, und zwar nach Altona, das damals noch, wie ganz Dänemark, neutral war, während Hamburg von den Franzosen besetzt gehalten wurde. Hier bewegte er sich bald inmitten eines sehr angenehmen Kreises, zu dem Poel, der Eigentümer des „Altonaer Merkur", Mad. Sieveking, der Bürgermeister von Levetzow, ein gewisser Major Spät und andere gehörten. Er schickte seine politischen Briefe regelmäßig durch Vermittelung des englischen Konsuls an die „Times". Seine freie Zeit benutzte er, um Italienisch zu lernen. Unterdessen war die englische Flotte im Sund erschienen. Der englische Generalkonsul Thornton hatte Altona verlassen und mit ihm viele Engländer. Robinson blieb. Bald darauf jedoch wurde er ebenfalls infolge einer bekannt gewordenen Drohung des Bürgermeisters, alle Engländer gefangen zu nehmen, zur Flucht gezwungen. Nachdem er noch mehreren Freunden geheime Nachricht hatte zukommen lassen, entkam er in der Verkleidung eines Hauslehrers der Poelschen und Sievekingschen Kinder, die mit ihm dasselbe Boot bestiegen, zu Wasser nach Hamburg. Es scheint aber, daß auf seine Person besonders scharf gefahndet wurde und daß die Hamburger Behörden von seinem Aufenthalte in der Stadt in Kenntnis gesetzt worden waren. Eines Tages, als Robinson, der in Herrn Aldeberts Hause am Neuen Wall Unterkunft gefunden hatte, in seine Wohnung zurückkehrte, hörte er plötzlich ein „St! st!" hinter sich. Als er sich umwandte, bemerkte er einen der Hamburg-Altonaer Briefträger, der ihn gut kannte, und sah, wie er einigen Gensdarmen zuwinkte. Im Nu war Robinson davon; verschwunden auf dem Marktplatz unter der Menschenmenge. Er floh zu Senator Spalding, einem Freunde des Herrn Aldebert. Dort erzählte er seine Geschichte, und es wurde ausgemacht, daß er die

Familie, die am folgenden Tage nach Dobberan abzureisen beabsichtigte, als Spaldings Comptoirist begleiten solle. Ganz in der Stille wurden seine Sachen aus dem alten Logis geholt und mit einem Paß vom schwedischen Konsul in Altona, der sich späterhin als sehr nützlich erwies, fuhr er früh am andern Morgen mit seinen Freunden aus Hamburg fort. Kaum hatte er die Stadt hinter sich, so wurde auch seine frühere Wohnung von Gensdarmen besetzt und die Thüren aufgebrochen. Der Vogel war ausgeflogen. Nach mancherlei Abenteuern im Lande Mecklenburg und vielen Beweisen der Freundschaft, auch vom Großherzog, gelang es Robinson endlich in einem kleinen mit gesalzenen Fischen beladenen Schiff von Wismar aus nach Stockholm zu entkommen. Als er in Wismar seine Gasthofsrechnung bezahlte, mußte er zu guterletzt noch zu seinem Ärger erfahren, daß trotz seines fließenden Deutschredens jedermann, selbst die italienischen Offiziere an der table d'hôte, ihn als Engländer erkannt hatte. „Wissen Sie, was ich für ein Landsmann bin?“ fragte er seine Wirtin beim Abschied. „Gott im Himmel“, versetzte diese, „jedermann kennt Sie ja. Wenn Sie ausgehen, so rufen die Kinder: ‚Da geht der Engländer!‘“

*　　*
*

Dreizehn Jahre verflossen, ehe Robinson, der inzwischen mit Fleiß, wenn auch nicht mit Vorliebe, seinem juristischen Berufe obgelegen hatte, wiederum eine Reise nach Deutschland unternahm. Es drängte ihn, seine Freunde in Frankfurt, Weimar und Jena wiederzusehen, ganz besonders Knebel. Sein ehemaliger Studiengenosse, Friedrich Schlosser, war unterdessen zum Katholicismus übergetreten, „dagegen war Knebel ganz der Alte geblieben, derselbe freundliche, selbstlose, edle, lebhafte alte Herr, den ich vor Jahren gekannt hatte“, sagt Robinson. „Nachdem die ersten, liebevollen Begrüßungen vorüber waren“, fährt er in seinem Tagebuche fort“, und wir grade von der Möglichkeit sprachen, Karl, des Majors ältesten Sohn, der in preußischem Militärdienst steht, aufzusuchen, trat der Genannte plötzlich ins Zimmer. Die Eltern freuten sich natürlich sehr, ihn wiederzusehen, und ich war auch froh. Vor dreizehn Jahren war er noch ein Knabe gewesen; jetzt

war er ein stattlicher, junger Mann und sah so martialisch aus wie nur möglich mit seiner Uniform und seinem Backen- und Schnurrbart. Unter diesem militärischen Äußern aber barg sich ein weiches Gemüt und innige Liebe zu seinen Eltern."

Robinsons Besuch bei Knebel wurde durch eine Reise nach Weimar zum Zweck einer Aufwartung bei dem großherzoglichen Hofe unterbrochen. Die Auszeichnung, mit der man dort den einstigen Jenenser Studenten behandelte, konnte aber für Goethes Abwesenheit keine Entschädigung bieten.

„Meine letzten Tage in Jena brachte ich fast ganz allein mit Knebel zu", so schließt der Bericht. „Knebel erzählte mir von dem sanften Lebensende Wielands, der bis zuletzt nie seine fröhliche Stimmung verloren habe. Noch ein paar Stunden vor seinem Tode habe er darauf bestanden, das Rezept des Arztes zu sehen und dann gesagt: ‚Mit meinem Leben ist es, wie ich sehe, ziemlich ebenso bestellt wie mit dem Doktorlatein; beide gehen zu Ende.'

„Den ganzen letzten Tag in Jena regnete es ununterbrochen. Ich konnte daher nicht, wie es in meiner Absicht gelegen hatte, mit Fries spazieren gehen, sondern blieb zuhause und plauderte. Wir besahen Bücher und Schriften, und Knebel zeigte mir Briefe von den großen Dichtern Goethe, Herder und Wieland. Auch erzählte er viel von seinem früheren Leben und Meinungen. Als Andenken gab er mir einen Ring mit dem Kopfe Raphaels, ein Geschenk der Herzogin Amalie; und vier Porträts auf Porzellan und Eisen von den vier großen deutschen Dichtern. Als Gegengabe schenkte ich ihm Wordsworths Gedichte, die unsere Aufmerksamkeit so oft in Anspruch genommen hatten. Der Abschied von ihm wurde mir schwer; denn ich konnte nicht erwarten, ihn je wieder zu sehen, und von allen Deutschen war ich ihm am meisten zugethan. Das Andenken an ihn ist mir teuer."

Über Christian Brentano, den er auf der Rückreise in Frankfurt besuchte, schreibt Robinson: „Nachdem er eine Zeit lang Landwirt im Böhmischen gewesen, sich in der Philosophie und Mathematik versucht und Medizin und Jurisprudenz aufgegeben hatte, war er nun darauf und daran ein katholischer Priester zu werden. Er erzählte mir, daß er durch Gottes Güte zu der Einsicht gelangt sei, daß die Religion allein dem Menschen Trost zu geben

vermag. ‚Hierzu wurde ich gebracht‘, sagte er, ‚durch die Wahrnehmung, daß der Glaube allein die Kraft habe, die Menschen gut zu machen. Ich kam zur Erkenntnis meiner eigenen Unwürdigkeit. Die Natur offenbarte mir etwas von ihrem Verhältnis zu Gott. Ich sah wunderbare Zeichen und Wunder.‘ „Meinen Sie solche Wunder, wie die Bibel sie erzählt?“ ‚Ja‘, sagte er, ‚von derselben Art.‘ Ich hatte nicht den Mut, ihn zu fragen, von welcherlei Art sie denn wären, sondern begnügte mich zu sagen, daß ich in meiner Jugend oft gewünscht habe, ein Wunder zu sehen, damit allem ferneren Zweifel und Philosophieren ein Ende gemacht würde. Darauf begann Brentano sich in mystischen Reden zu ergehen. Fern sei es von mir, zu argwöhnen, daß er ein Betrüger sei oder ein Schauspieler, der seine Rolle spielt. Daß aber, trotz seiner großen Geistesgaben etwas in seinem Kopfe nicht richtig sei, das habe ich lange gewußt. Trotzdem war ich auf eine solche Veränderung nicht gefaßt. Im geselligen Verkehr jedoch benimmt er sich besser; er ist ruhig und strebt augenscheinlich mehr danach, zu gefallen, als zu glänzen. Sein unstetes italienisches Gesicht aber, mit seiner bis zur Karikatur verunstalteten Wildheit, ist dasselbe geblieben.“

Wieder vergingen zehn Jahre; Jahre, die mit Berufsarbeiten und im heiteren Verkehr mit den bedeutendsten Geistern Englands, mit Reisen nach Schottland, Frankreich und in die Schweiz und mit litterarischen Studien aller Art ausgefüllt waren, ehe wir wieder einer Notiz begegnen, die das Bild des alten Jenenser Robinson wieder in uns wachruft. Im Jahre 1828 am 22. April schreibt er in sein Tagebuch: „Heute wurde ich freudig überrascht durch den Empfang eines Geschenkes von Goethe, nämlich von ein paar Medaillen von sich und dem Herzog und der Herzogin von Weimar. In einem der Kästchen befand sich die Inschrift: ‚Herrn Robinson zu freundlichem Gedenken von W. Goethe. März 1828.‘“

Der Empfänger dankte im Januar des folgenden Jahres in folgendem Briefe:

„Ich benutze das höfliche Anerbieten des Herrn des Voeux, Ihnen einen späten Dank auszusprechen für die große Ehre, die Sie mir im letzten Jahre erwiesen. Ich hatte mich freilich mit

einem Abguß Ihrer Büste sowohl wie mit jedem Stich und mit jeder Medaille, deren ich habhaft werden konnte, versehen; dennoch ist mir das von Ihnen gesandte Kästchen ein ebenso willkommenes wie schmeichelhaftes Geschenk. Sie werden daher meinen Verzug der Empfangsbescheinigung allen anderen Gründen eher zuschreiben als dem Mangel gehöriger Dankbarkeit. Vierundzwanzig Jahre sind verflossen, seit ich das Studium der deutschen Litteratur mit den Arbeiten eines thätigen Lebens und mit einem geschäftsreichen wenn auch neigungswidrigen Beruf — der Rechtswissenschaft — vertauschte. Während der ganzen Zeit sind mir Ihre Werke fortwährend Gegenstände liebevoller Bewunderung und das Mittel gewesen, wodurch ich meine alte Liebe zur deutschen Dichtkunst lebendig erhalten habe. Die bis vor kurzem noch langsame Verbreitung derselben unter meinen Landsleuten ist mir stets eine Quelle nutzlosen Kummers gewesen. Taylors ‚Iphigenie in Tauris‘ war die erste und ist bis jetzt noch die beste Übersetzung einer Ihrer größeren Dichtungen.

„Neuerdings haben des Voeux und Carlyle andere Ihrer größeren Werke bekannt gemacht und wo sich wie bei denselben Liebe, Eifer und Fleiß vereinigen, da, hoffe ich, wird der Erfolg nicht ausbleiben, und es wird ihnen gelingen, unsere Litteratur, nicht Ihren Namen, von der Schande zu reinigen, solche Arbeiten wie Holcrofts ‚Hermann und Dorothea‘, Lord Leveson Gowers ‚Faust‘ und ein elendes, dem Inhalt und Titel nach albernes Buch aus dem Französischen: ‚Das Leben Goethes‘ hervorgebracht zu haben.

Ich ersehe aus Ihrem ‚Kunst und Altertum‘, daß Sie nicht ganz und gar gleichgültig sind inbetreff der Verbreitung, die Ihre Werke in fremden Ländern finden. Dennoch finde ich keinerlei Kenntnisnahme der prächtigen Bruchstücke aus ‚Faust‘, übersetzt von Shelley, dem Freunde Byrons und einem Manne von unzweifelhaftem Genie. Die eigensinnig-falsche Anwendung seiner Gaben und sein frühzeitiger Tod sind gleich beklagenswert. Auch Coleridge, der einzige lebende Dichter von anerkanntem Genie und dazu ein tüchtiger Kenner des Deutschen, hat sich an den ‚Faust‘ gemacht, den Versuch aber in Verzweiflung aufgegeben. So viele Versuche und ein so klägliches Resultat gemahnen einen an die Zeile:

Achtlos rennen die Narren, wo Engel zu schreiten sich fürchten.

Da Sie auch mit unserer periodischen Litteratur nicht unbekannt zu sein scheinen, so werden Sie vielleicht wissen, daß die bekannteste unserer Monatsschriften plötzlich laut Ihr Lob verkündet.

„Im letzten Jahre ging das Gerücht, daß Ihr Sohn nebst Gemahlin einen Besuch in England beabsichtigten. Könnten Sie überredet werden, dieselben zu begleiten, so würden Sie hier eine kleine, aber getreue und stetige Schar von Freunden und Bewunderern, aus Ihren Landsleuten und aus Engländern zusammengesetzt, vorfinden. Sie würden stolz sein, Ihnen alles zu zeigen, was Ihrer Aufmerksamkeit wert ist. Wir besitzen die Werke unseres Landsmannes Flaxman, und wir haben die Elgingruppe [1]) vom Untergang gerettet und aufgestellt.

„Ich hatte im vorigen Jahre die Absicht, meinen alten Freund Knebel zu besuchen, da ich aber in diesem Herbste eine Reise nach Italien vorhabe, habe ich meinen Besuch auf den nächsten Frühling verschoben. Dann hoffe ich, Ihnen persönlich für Ihre schmeichelhafte Aufmerksamkeit danken zu dürfen.

„Mit tiefster Ehrerbietung
„Ihr
„H. C. Robinson."

Die Reise, von der Robinson im obigen Briefe sprach, wurde im Jahre 1829 ausgeführt. Mit den Feriengefühlen eines Jünglings verließ der nun vierundfünfzigjährige Mann London, freute sich an dem herrlichen Rhein und seinen stets wechselnden Bildern, und machte zuerst in Mainz einen längeren Aufenthalt. Hier besuchte er Jung-Stilling. Sein Tagebuch berichtet darüber:

„Hofrat Jung ist ein sehr alter, fast blinder Mann, er ist sechsundsiebzig Jahre alt, und seine geistige Frische hat abgenommen. Trotzdem erregte er in mir das lebhafteste Interesse. Seine Familie würde ihm viel Sorge machen, wenn er nicht in einer Art freiwilligen Traum sentimentaler Frömmigkeit dahinlebte. Er stellte mich selbst seiner Tochter, die seit vielen Jahren eines

1) Diese berühmte Sammlung von antiken Bas Reliefs wurde von Lord Elgin in Griechenland gesammelt und im Jahre 1816 von der englischen Regierung für das britische Museum erworben.

Nervenleidens wegen das Bett hütet, vor, und durfte ich eine Viertelstunde neben ihr sitzen. Mit ihm machte ich dann einen fast zweistündigen Spaziergang in der Allee vor dem Thor. Er ist einer der heitersten und hoffnungsvollsten Beobachter des menschlichen Lebens; glaubt, daß alles sich zum besten wenden wird, daß alle deutschen Regierungen Fortschritte machten, und daß die Wahrheit sich überall ausbreite. Er vergleicht diesen Fortschritt den Bußfahrten gewisser Pilger, die zwei Schritte vorwärts und einen rückwärts gehen. Sie kommen dabei doch weiter."

In Frankfurt hielt sich Robinson diesmal nur kurze Zeit auf. Er fand seine Freunde, die Souchays, Brentanos, Mylius, Schuncks u. s. w. am Leben und beseelt von der alten Herzlichkeit, aber doch waren sie „alle verändert".

Der nächste längere Halt wurde in Heidelberg gemacht, wo Benecke [1]), Robinsons Freund und ein Theologe eigentümlicher Richtung damals lebte. Im Verkehr mit ihm, Mittermaier, Schlosser und Paulus verging die Zeit. Über Thibaut, seinen alten Jenenser Freund und Beschützer vom Jahre 1804, schreibt er: „Thibaut scheint von keiner religiösen Partei befriedigt zu werden, und es fällt einem schwer, herauszufinden, was er denn eigentlich vorziehen würde. Ich dachte an Pococurantes ‚Quel grand homme' und Candides ‚Rien ne lui plaît'. Thibaut ist ein großer Musikfreund, und er widmet der Musik alle seine Mußestunden. Von der neueren Musik dagegen spricht er mit Verachtung. Als ein Liberaler ist er ein Bewunderer unserer englischen Verfassung; was aber die schönen Künste betrifft, so meint er, daß kein Engländer je einen Ton hervorgebracht oder eine Linie gezeichnet habe, die des Anhörens oder Ansehens wert gewesen."

Nachdem Robinson auf seiner Rückreise in Frankfurt auch noch den Minister v. Stein hatte kennen gelernt, über dessen politische Thätigkeit er im Jahre 1825 einen Aufsatz in der ‚Quarterly Review' hatte erscheinen lassen, machte er sich nach seinem

1) Wilhelm Benecke schrieb einen Kommentar zum Römerbrief. Seine Briefe nebst Biographie wurden 1830 in Dresden veröffentlicht.



Hauptquartier Jena auf, wo er bei Knebel sein altes, „reizendes Zimmer mit herrlicher Aussicht nach drei Seiten hin“ bezog und einige Wochen in trautem Verkehr mit seinem greisen, fünfundachtzigjährigen, aber noch immer geistig frischen Freunde zubrachte. Am 2. August 1829 schreibt er in sein Tagebuch: „Ein goldener Tag! Voigt und ich verließen Jena um sieben Uhr früh und kamen nach drei Stunden in Weimar an. Nachdem wir unsere Karten in Goethes Wohnhaus abgegeben, begaben wir uns in das Gartenhäuschen im Park und wurden sofort vorgelassen. Ich wußte zwar nach dem Geschenk des Medaillons, daß ich nicht vergessen war, und doch war ich ganz überwältigt von der Freundlichkeit des Empfanges. In die Einsamkeit dieses Parkhäuschens zieht sich Goethe oft zurück. Er ißt und trinkt gewöhnlich allein, und wenn er einen Fremden einladet, so ist es nur zu einem tête-à-tête. Darin liegt ein weises Haushalten mit den Kräften, die ihm noch geblieben sind. Vor siebenundzwanzig Jahren war Goethe ein ältlicher, streng würdiger Herr, mit überaus durchdringenden, zum Drohen oder Befehlen wie geschaffenen Jupiteraugen; mit einer gebogenen Nase und sehr ausdrucksvollen Lippen. Sein Schritt war fest und verlieh seiner sonst etwas korpulenten Statur Adel. Seine Bewegungen waren natürlich und seine Miene offen und geistreich. Jetzt sah ich dasselbe Auge, aber die Augenbrauen waren dünn geworden, die Wangen gefurcht und die Lippen nicht länger in Furcht einflößendem, engen Druck geschlossen. Die hohe Gestalt war ein wenig gebückt. Damals würdigte er mich nach der ersten, stolzen Verbeugung kaum eines Blickes, heute war er die Höflichkeit selbst. ‚Nun, sind Sie endlich gekommen?‘ sagte er. ‚Wir haben jahrelang auf Sie gewartet. Wie geht's meinem alten Freund Knebel? Sie haben ihn ohne Zweifel verjüngt.‘

„In Goethes Zimmer stand eine französische Bettstatt ohne Vorhänge; an der Wand hingen zwei große Stiche; einer derselben stellte ein Panorama von Rom vor. Es gefiel Goethe, obschon es nicht fehlerfrei ist und Gegenstände einschließt, die man von einem und demselben Standpunkte aus nicht wahrnehmen kann.

„Ich hatte eine zweite Unterhaltung mit dem Dichter am Abend. Wir sprachen viel über Lord Byron. Im Lauf unseres

Gespräches erfuhr ich, daß er Burns ‚Vision‘ nicht kannte, was mich um so mehr verwunderte, als die Zueignung seiner eigenen Gedichte in Gedanken und Worten dem Burnsschen Gedichte so ähnlich ist. Ich erzählte ihm von Lammenois und citierte ein Wort von ihm, dahin lautend: daß alle Wahrheit von Gott komme und uns durch die Kirche übermittelt werde. Er hielt gerade eine Blume in seiner Hand, und ein schöner Schmetterling flog im Zimmer herum. Da rief er: ‚Ohne Zweifel! alle Wahrheit kommt von Gott. Aber die Kirche! Das ist der Haken! Gott spricht zu uns durch diese Blume und durch jenen Schmetterling, und das ist eine Sprache, die jene Spitzbuben nicht verstehen.‘ Als er gelegentlich über Ossian eine wegwerfende Bemerkung machte, sagte ich: ‚Man schreibt den Geschmack an Ossian zum großen Teil Ihnen zu. Es war Werther, der die Mode aufbrachte.‘ Er lächelte und antwortete: ‚Das ist zum Teil wahr. Aber die Kritiker haben nicht bemerkt, daß Werther Homer lobte, so lange er noch bei Verstand war, und Ossian, als er denselben verlor. Aber dergleichen entgeht den Beurteilern.‘ Ich erinnerte nun Goethe daran, daß Napoleon ‚Ossian‘ geliebt habe, worauf er erwiderte: ‚Ja, das liegt in dem Gegensatze ihrer Naturen. Ebenso liebte er sanfte und melancholische Musik, und Werther befand sich unter seinen Büchern auf St. Helena.‘ Wir redeten dann von der Emanzipation der Katholiken. Goethe meinte: ‚Meine Tochter wird sich freuen, darüber mit Ihnen zu reden. Ich nehme an solchen Dingen kein Interesse.‘

„Als ich Goethe am ersten Abend verließ, küßte er mich dreimal und bat mich dringend, auf meiner Rückreise einige Tage in Weimar zuzubringen.“

Infolge dieser Einladung hielt sich Robinson während der Tage vom 13. bis 19. August dort auf.

„Als ich, von Jena kommend, nach Weimar zurückkehrte“, schreibt er darüber, „fiel es mir mehr als zuvor auf, wie alt Goethe geworden war. Doch war seine Empfindungs- und Ausdrucksweise stets die gleiche, freundliche und zartfühlende. Er wußte von seinem Ruhm in England und legte augenscheinlich Wert darauf. Es ärgerte ihn, von Lord Leveson Gowers armseliger Faustübersetzung zu hören. . . . Als ich ihm erzählte,

daß sein adeliger Übersetzer es nicht gewagt habe, den ‚Prolog im Himmel‘ ins Englische zu übertragen, schien er überrascht. ‚Wie?‘ sagte er, ‚dagegen läßt sich doch gewiß nichts sagen. Die Idee dazu findet sich ja im Hiob.‘ Er sah nicht, daß dies manchen als ein erschwerender Umstand erscheinen dürfe und nicht als eine Rechtfertigung . . . Als ich seine Beschreibung des Karnevals in Rom mit besonderer Wärme erwähnte und hinzufügte, daß ich selbst im nächsten Winter dort sein und mich freuen werde, wenn die Wirklichkeit mir nur halb das Vergnügen mache, das ich beim Lesen der Beschreibung empfunden, antwortete er: ‚Ach, mein Lieber, das wird sie nicht thun! Lassen Sie mich Sie in das Geheimnis einweihen und Ihnen sagen, daß nichts langweiliger ist als jener Karneval. Ich schrieb den Aufsatz in der That nur, um mich zu erholen. Meine Wohnung befand sich am Korso. Ich stand auf dem Balkon und notierte alles, was ich sah. Nicht das Geringste ist erfunden‘. Und dann fügte er lächelnd hinzu: ‚Wir Dichter sind in weit höherem Grade Diener der Wirklichkeit, als es die Nichtdichter ahnen. Es war die wahrheitsgetreue Schilderung, welche jenen Aufsatz so populär machte.‘ Dies stimmt ganz mit Goethes bekannten Grundsätzen überein . . . Als er an jenem Abend von seiner Schweizerreise sprach, sagte er, daß er immer noch darauf bezügliche Aktenstücke, z. B. Wirtshausrechnungen, Annoncen u. s. w. aufbewahre; und wiederholte, daß eine poetische Naturanschauung nur durch mühsames Sammeln berichtigt oder bestätigt werden könne.

„Bei Gelegenheit meiner Erwähnung des ‚Faust‘ von Marlowe erging er sich in Lobsprüchen und rief aus: ‚Wie groß das alles angelegt ist!‘ Er selbst habe daran gedacht, ihn zu übersetzen und er sei sich wohl bewußt, daß Shakespeare nicht unvermittelt dagestanden habe.

„An diesem wie an den übrigen Abenden bildete Lord Byron einen Gegenstand seiner Anerkennung. ‚Es sind keine Flickwörter in seinem Gedicht‘, meinte er. In der vollständigen Ausgabe von Byrons Werken nebst Biographie von Moore findet sich eine Bemerkung über den geistigen Zusammenhang von Goethe und Byron. Diese Lebensbeschreibung war während meines Besuches in Weimar thatsächlich in Vorbereitung. Goethe nun war es

durchaus nicht gleichgültig, was für ein Bericht über seine Beziehungen zu dem englischen Dichter veröffentlicht werde. Er wünschte vor allem diesen Bericht so vollständig und genau zu machen, wie es in seiner Macht stand. Zu dem Zwecke händigte er mir die lithographierte Widmung ‚Sardanapals‘ ein und alle Originalbriefe, die zwischen ihm und Byron gewechselt worden waren [1]). Er erlaubte mir ferner, sie in mein Hotel mitzunehmen und damit zu machen, was ich wollte; mit andern Worten: er ließ sie mich abschreiben und solche Erinnerungen hinzufügen, die ich aus Goethes mündlichen Bemerkungen über Byron zu erinnern vermochte. Alles dies füllte einen enggeschriebenen Foliobogen, den ich nach England absandte. Moore versicherte mich aber später, daß er denselben niemals erhalten habe.

„Einige der folgenden Äußerungen Goethes stehen an Wert seinen schriftlichen Äußerungen über Byron nicht nach. Von Byrons Gedicht ‚Heaven and Earth‘, das er zu meiner Genugthuung allen andern ernsten Gedichten desselben Dichters vorzog, meinte er: ‚Ein Bischof könnte es geschrieben haben.‘ Allerdings klang das fast wie Satire. Dann fuhr er fort: ‚Byron hätte länger leben sollen, um seinen Beruf zu erfüllen.‘ „Und der wäre?“ fragte ich. ‚Die Dramatisierung des Alten Testamentes‘, war Goethes Antwort. ‚Welch ein großartiges Thema der babylonische Turmbau für ihn gewesen wäre! Sie müssen es nicht übel nehmen‘, fuhr er fort. ‚Aber Byron verdankt die tiefsinnigen Gedanken über die Bibel der Langeweile, die ihm dieselbe in der Schule verursachte.‘ Man erinnere sich daran, daß Goethe in einem seiner Epigramme seine Dichtungen aus der Langeweile herleitet und diese als Mutter der Musen begrüßt. Übrigens pries er Byrons Ansichten über die Natur als ebenso tiefsinnig wie poetisch. ‚Er hatte nicht wie ich‘, fuhr er fort, ‚ein langes Leben mit dem Studium der Natur hingebracht, und doch finde ich in allen seinen Werken nur zwei oder drei Stellen, die zu ändern ich hätte wünschen mögen.‘ Ich hatte den Mut zu gestehen, daß ich die ernsthaften Gedichte Byrons nicht hochschätzen könne, und sprach meine Mißbilligung der so häufig ge-

1) Vgl. **Eckermanns** „Gespräche“, 26. März 1826.

zogenen Parallele zwischen Manfred und Faust aus. Faust bleibt nichts anderes übrig, als seine Seele dem Teufel zu verkaufen, sagte ich, nachdem er alle Hilfsmittel der Wissenschaft vergeblich erprobt hat. Manfreds Grund dagegen war ein armseliger, nämlich nichts anderes als seine Leidenschaft für Astarte. Goethe lächelte und erwiderte: ‚Das ist wahr.‘ Dann aber kam er immer wieder auf den unbesiegbaren, selbst am Ende noch unbezwungenen Charakter Manfreds zurück. Vor der Offenbarung urwüchsiger Kraft hatte Goethe wie Carlyle große Achtung. Auch die Unverschämtheit der Satire Byrons fühlte er und genoß sie.

„Später las ich ihm Byrons ‚Vision of Judgement‘ vor und erklärte ihm die dunkeln Stellen. Er freute sich daran wie ein Kind; seine Kritik beschränkte sich aber auf Ausrufe wie: ‚Zu arg!‘ ‚Himmlisch!‘ ‚unübertrefflich!‘ Ganz besonders lobte er die Reden Wilkes und Junius’ und die Stelle, wo der letztgenannte sein Antlitz verhüllt. Er wiederholte Stanze 10 und besonders nachdrücklich die beiden letzten Zeilen derselben, wahrscheinlich indem er seiner eigenen achtzig Jahre gedachte. Stanze 24 erklärte er für göttlich und stimmte meinem Lobe anderer Teile des Gedichtes ausdrücklich bei. Überhaupt hat er das mit Coleridge gemein, daß er durchaus nicht zum Widerspruch geneigt ist.

„Ein anderes Mal erwähnte ich Miltons und erfuhr, daß ‚Samson Agonistes‘ Goethe noch unbekannt sei [1]). Ich las ihm den ersten Teil bis zum Ende der Scene mit Delila vor. Er ging völlig auf den Geist der Dichtung ein, obschon er Milton nicht mit solcher Wärme pries wie Byron ... Er gestand, daß Simsons Geständnis seiner Schuld höher stehe als irgendein Gedicht Byrons. ‚In allen Reden herrscht eine so schöne Logik‘, meinte er. Als ich ihm Delilas Rechtfertigung vorlas, rief er aus: ‚Das ist ausgezeichnet; er hat sie getroffen.‘ Am Schlusse dankte er mir dafür, daß ich ihn mit diesem Gedicht bekannt gemacht habe, und sagte: ‚Es giebt mir einen höheren Begriff von Milton, als ich bisher gehabt, und läßt mich einen tieferen Einblick in seine Charaktereigentümlichkeit thun als andere seiner Werke.‘

---

1) Vgl. Eckermanns „Gespräche“, 31. Januar 1830.

„Bei einem meiner Besuche erzählte ich Goethe von meinem Besitz der Schadowschen Wielandbüste. Goethe sagte: ‚Das ist ja wie ein wiedergefundenes Kind! Die Herzogin Amalie beauftragte Schadow, sie auszuführen, und schenkte sie Wieland. Dieser starb, als die Franzosen hier und wir alle fort waren. Wielands Sachen kamen zur Auktion, und wir hörten, daß ein Engländer die Büste gekauft habe. Vestigia nulla retrorsum.‘ „Ich erzählte ihm dann, wie ich in den Besitz derselben gekommen sei und wie Flaxmann sie für ein vollendetes Kunstwerk halte. Goethe fuhr fort: ‚Sie müssen fühlen, daß die Büste hierher gehört. Die Zeit wird kommen, wo sie Ihnen nicht länger mehr Freude machen kann. Sorgen Sie dafür, daß sie dann wieder nach Weimar zurückkommt.‘ Das versprach ich, und in meinem Testament habe ich sie dem Großherzog für die Bibliothek in Weimar vermacht.

„Goethe drückte mir seine Freude darüber aus, daß ich Weimar und die schöne Zeit, als Schiller, Herder und Wieland noch lebten, in so treuer Erinnerung behalten habe. Einer zweiten Erwähnung Herders erinnere ich mich nicht; dagegen nannte Goethe Wieland einen genialen Mann und sprach von Schiller mit großer Wärme. Er behauptete indes, daß Schillers Übersetzung der Hexenscenen in Macbeth abscheulich sei. ‚Das war aber einmal so seine Art und Weise‘, fügte er mit charakteristischer Toleranz hinzu; ‚man muß jedermann seinen eigentümlichen Charakter lassen.‘

„Goethes Vorliebe für Porträtandenken habe ich schon gedacht. Ich kann es nur als einen ganz außergewöhnlichen Beweis derselben ansehen, daß er mich bat, zu Schmeller zu gehen und mein Porträt zeichnen zu lassen. Es wurde ein Kopf in Kreidezeichnung, furchtbar häßlich aber sehr ähnlich. Der Maler sagte mir, daß er innerhalb weniger Jahre über dreihundert solcher Bilder, alle in gleichem Stil en face gehalten, für Goethe gezeichnet habe. Ein weniger abschreckendes Bild von mir im Profil malte Schmeller für Knebel.

„So brachte ich fünf Abende bei Goethe zu. Als ich von ihm Abschied nahm, war er sehr freundlich und forderte mich auf, alle drei oder vier Monate zu schreiben, so oft ich an einen

interessanten Ort komme. Aber ich wagte es nie, seinen Wunsch zu erfüllen" [1]).

Des überaus freundlichen Empfanges am Weimarer Hofe gedenkt Robinson ebenfalls mit gebührender Dankbarkeit. Von Weimar reiste er zunächst nach Dresden und verbrachte in Tiecks Gesellschaft einige interessante Abende. Unter anderem hörte er ihn den Prolog zum „Faust", Holbeins „Schwatzhaften Barbier", „Richard II." und den „Sommernachtstraum" vorlesen. Nachdem er auch noch der Aufführung des „Faust" mit Devrient in der Hauptrolle, zur Feier des achtzigsten Geburtstags Goethes beigewohnt, Schelling in Karlsbad besucht — mit dem er sich über Coleridge und Carlyle als Vertreter und Kenner deutscher Philosophie unterhielt —, und den berühmten Domprediger Veith [2]) in Wien hatte predigen hören, trat er seine Weiterreise nach Rom an.

So sehr ihn aber auch Natur und Kunst in Italien befriedigten, so fehlte es ihm doch teils an Verständnis, teils an Sympathie, um in das geistige Leben des Volkes tiefer einzudringen. Dagegen war sein ganzes Wesen so sehr mit deutschem Denken versetzt, daß es ihn, sobald er einige Jahre daheim zugebracht, immer wieder, der geistigen Anregung wegen, zu neuen Besuchen in Deutschland trieb. Mit seiner nächsten Reise dorthin, im Jahre 1834, verband er den Zweck, sich über gewisse religiöse und philosophische Fragen bei seinem Freunde Benecke [3]) in Heidelberg Aufklärung zu verschaffen. Es gelang ihm dies in der Folge nicht, trotzdem er Beneckes Einleitung zum Römerbrief ins Englische übersetzte. Sein Aufenthalt in Deutschland dauerte vom ersten August bis Anfang November. Während desselben verbrachte er auch ein paar Stunden bei Arndt in Bonn; er schreibt darüber folgendermaßen:

---

1) Im Jahre 1832 erhielt Robinson folgende Botschaft von Frau v. Goethe: „Wenn es möglich ist, daß die glühenden Formen Italiens das bleiche Bild des Nordens noch nicht ganz in ihm ausgelöscht haben, so sagen Sie ihm (Robinson), daß wir alle mit Sehnsucht nach ihm aussehen und ihn als eine Art litterarischen Missionar betrachten, der uns die rechten Glaubensartikel bringt."

2) Vgl. „Friedrich Perthes' Leben", 6. Aufl., Bd. III, S. 459. 514.

3) Vgl. S. 91.

„Ich hatte den berühmten Patrioten und Schriftsteller nur einmal vorher gesehen, nämlich vor siebenundzwanzig Jahren in Stockholm, und doch erkannte er mich sogleich. Ich fand ihn in Trauer. Er hatte erst vor kurzem einen hübschen Knaben infolge der Nachlässigkeit einer Magd durch Ertrinken verloren. Nachdem er seinen Kummer vor mir ausgeschüttet und sich das Herz erleichtert hatte, sprach er mit großer Lebhaftigkeit von den politischen Tagesfragen. . . . Er hatte sich in seinen Ansichten sehr geändert und zwar besonders durch den Einfluß seiner Idee über die Rasseneigentümlichkeit. . . . Die Nationen sind nach ihm zu einer gewissen Entwickelung vorbestimmt und zwar durch eine Art Schicksal, die den Einfluß geistiger oder moralischer Ursachen überwindet. Er schätzt den preußischen Charakter und spricht verächtlich von den Polen, die keine Treue gelernt und daher nicht geeignet wären, ein einiges Volk zu bilden. Im Vergleich mit ihnen stellt er die Russen hoch und rechtfertigt aus demselben Grunde Englands Oberherrschaft in Irland. Die Irländer besitzen, sagte er, weder Vorsicht noch Klugheit; sie können nicht kolonisieren und sind zu einer Selbstregierung nicht geeignet. Sie sind tapfer, können aber von dem Gewinn ihrer Tapferkeit keinen Gebrauch machen. Frankreich könne trotz Napoleon kein kolonisierendes Reich werden und die Engländer würden in Algier längst geordnete Zustände herbeigeführt haben. Eine Abneigung wider Sklaverei liege im deutschen Charakter, und selbst da, wo die Regierung unumschränkt sei, könne doch die Verwaltung nicht eigenmächtig vorgehen. So sonderbar manche der Ideen Arndts schienen, so konnte man doch dem Greise, in dem noch eine solche jugendliche Kraft steckte, nur mit Vergnügen zuhören.“

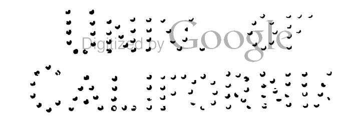
Noch dreimal finden wir Robinson in Deutschland wieder, einmal im Jahre 1851, dann 1856 und endlich als achtundachtzigjährigen Greis im Jahre 1863. Von dem Besuch im Jahre 1856 ist uns fast nichts aufbehalten, von seinem Abschiedsbesuch nur spärliche Notizen. Robinson fühlte die Beschwerden des Alters zu sehr, um noch Genuß von der Reise zu haben. Von seiner früheren Reise dagegen sind uns interessante Einzelheiten überliefert, die hier, soweit sie sich auf deutsche Berühmtheiten beziehen, zum Schluß füglich noch Platz finden mögen.

„Zwischen 12 und 1 Uhr", schreibt Robinson am 8. Juni 1851 von Berlin aus, „besuchte ich Savigny, den großen Rechtsgelehrten und Justizminister. Mein Empfang war der herzlichste. ‚Sind Sie wirklich der alte Robinson? Ich hielt Sie für stärker', sagte Savigny. Über eine halbe Stunde tauschten wir Neuigkeiten aus und erzählten Familiengeschichten. Frau von Savigny versicherte mich, ich sei nicht im geringsten verändert, und ich konnte ihr ganz aufrichtig antworten, dasselbe sei mit ihr der Fall. Da sie pockennarbig und nicht hübsch ist, so hatte sie durch das Alter nur gewonnen, wie das bei uns allen, die häßlich sind, so geht. Beim Abschiede schüttelte mir Savigny die Hand mit einem: ‚Ihre Ankunft war mir eine frohe Überraschung.' Auch ließ man mich wissen, daß ich jeden Abend zum Neunuhr-Thee willkommen sein würde. Bei einer solchen Gelegenheiten traf ich denn auch die berühmte Bettina. Ich hatte das Gefühl, als würde sie mir gegenüber nicht besonders freundlich sein; aber sie reichte mir herzlich die Hand. Ihre Memoiren sind sonderbar und die einer Eigensinnigen; ihre Äußerungen bekunden selbständiges Denken. Sie ist eher häßlich als hübsch, so weit davon bei einer so geistreichen Dame die Rede sein kann. In allen streitbaren Fragen vertritt sie in der Savignyschen Familie die Opposition. So oft sie sich nachdrücklich über etwas äußerte, schwieg ‚die Gundel' still; sprach Gundel einmal zuerst, so behauptete Bettina zwar nicht das direkte Gegenteil, hielt aber doch mit ihrer abweichenden Meinung nicht zurück. Frau v. Savigny ist konservativ, verabscheut Lord Palmerston und hält ihn für den Urheber allen politischen Elends. Ihr Gatte giebt ihr im wesentlichen recht, doch äußert er sich gemäßigter. Alle stimmen darin überein, daß der König von den besten Absichten beseelt ist; gegen den Vorwurf, die Schleswig-Holsteiner im Stich gelassen zu haben, konnte jedoch selbst Frau v. Savigny ihn nicht in Schutz nehmen. Übrigens spricht diese mit Bewunderung von Bettinas Werken, denn trotz ihrer Meinungsverschiedenheiten ist sie auf die Schwester stolz. Bettina behauptete, die Familie sei ursprünglich italienischen Ursprungs und die Gundel sei ein Apostat, indem sie sich nicht für die italienische Frage begeistere. Italien werde sich doch einmal erheben und eine große Nation bilden. Dagegen meinte die Gundel,

Bettina werde von ihrer Menschenfreundlichkeit irre geleitet und glaube die Unterdrückten haben allemal recht. Als ich zugab, daß England Irland schlecht behandelt habe, sagte sie: ‚Das können die Nationen Ihnen nicht zum Vorwurf machen. Sie alle haben ihr Irland . . . .'"

Einige Tage später machte Robinson einen Besuch bei Professor Ranke, dessen Frau, eine Engländerin, ihren Landsmann mit großer Herzlichkeit empfing und von ihm in ihrer Vorliebe für Wordsworth bestärkt wurde. Auch der alte, kaum von schwerer Krankheit genesene Tieck sah den Reisenden und unterhielt sich mit ihm. Kurzum, die Berliner Tage verflossen auf das angenehmste . . . . Am meisten Genuß aber hatte Robinson von seinem Besuche bei Arndt in Bonn.

„Das war ein Glückstag!" schrieb er am 6. Juli in sein Tagebuch. „Ich ging zu Arndt und wurde von seinem Sohn mit freundlichem Lächeln empfangen. Der Vater war Geschäfte halber gerade nicht daheim. Arndt jun. ging mit mir ins Hotel zurück, und wir trafen den alten Herrn nahe beim Thor. Er bat mich, um vier Uhr zum Kaffee wiederzukommen. Ich ging demgemäß zur bestimmten Stunde hin und hatte bis sieben Uhr eine höchst interessante Unterhaltung mit ihm, die dadurch noch viel interessanter gemacht wurde, daß zwei aus Schleswig vertriebene Prediger bei ihm waren. . . . Wir saßen in einer Laube am Rhein, von wo aus man eine schöne Aussicht auf das Siebengebirge und besonders auf den Drachenfels hatte. Keinen größeren Genuß kann ich mir denken als den, dem zweiundachtzigjährigen Greis zuzuhören. Er hat sich eine ganz erstaunliche jugendliche Kraft und Frische bewahrt; und zwar im Körperlichen sowohl wie im Geistigen. Durch seine Ansichten flößte er mir wirklich wieder Hoffnung für das Menschengeschlecht ein. Er erkennt die Ausschreitungen des Volkes, das die ihm verliehene Gewalt mißbraucht, und die dadurch hervorgerufene traurige Lage Deutschlands an; verhehlt sich auch nicht, daß von einer gewissen Partei Versuche gemacht würden, die Freiheiten des Volkes zu unterdrücken. Er hält es aber für unmöglich, daß dieser Zweck erreicht werde und versichert immer wieder auf das Nachdrücklichste, daß die zivilisierte Welt sich im Fortschritt befinde. Er könne



sechzig bis siebzig Jahre zurückdenken, sagte er, und die Deutschen äßen und tränken und lebten jetzt in jeder Beziehung besser als damals. Sie seien besser gekleidet, reinlicher und weniger lasterhaft, und die oberen Klassen können die unteren nicht so unterdrücken, wie sie es zu thun pflegten. Kurzum, die Menschlichkeit habe Fortschritte gemacht." „Es thut mir wohl, dies zu glauben", fügt Robinson hinzu. „Ich bemühe mich, das alles für richtig zu halten und nicht in irgendwelchem Maße für eine aus Arndts eigentümlichem Temperament entspringende Täuschung."

„Daneben erging sich Arndt", so fährt der Bericht fort, „in seinem Lieblingsthema, der ursprünglichen Rassenverschiedenheit. Er schreibt derselben große Bedeutung zu. Dieselbe trägt viel dazu bei, ihm gewisse Ausschreitungen in der Geschichte der Zivilisation als unvermeidlich und verzeihlich erscheinen zu lassen. Bei derselben Gelegenheit bekannte er seinen festen Glauben an Gott, die Unsterblichkeit und die wesentlichen Wahrheiten der christlichen Lehre. . . . ‚Ich bin ein Christ', sagte er unter anderem. ‚Ich glaube an eine Art von Offenbarung; aber daß der Schöpfer Himmels und der Erde gekreuzigt wurde, glaube ich nicht, ebenso wenig, daß der heilige Geist eine Person war.... Ich gebe nicht vor, irgendetwas von dem Geheimnis der Natur Christi zu wissen. Das geht mich nichts an. Dagegen nehme ich die Heilige Schrift als Regel und Lebensführer an, und wenn ich ihren Vorschriften nur halb gerecht werden könnte, so wäre es gut.' . . ."

Noch einmal im Jahre 1857 sah Robinson Arndt. Damals war der deutsche Greis siebenundachtzig Jahre alt und hatte sich denselben lebendigen Redefluß, diesebe laute, fröhliche Stimme und dieselben aller Übertreibung abholden, hoffnungsvollen Ansichten gewahrt.

Wir haben nun den alten Robinson bis ans Ende seiner vielen Reisen begleitet. Die Anhänglichkeit an und die Dankbarkeit gegen das Land seiner Erziehung, die sich in diesen Reisen kundgiebt, trat auch in seinem litterarischen Leben in England hervor. Denn seine ganze Denkweise war deutsch geworden, und er scheute sich nie, es anzuerkennen. Zwar schrieb er selbst nicht

viel [1]). Um so größer war die persönliche Anregung, die er infolge seiner Erfahrung und seiner außerordentlichen Belesenheit zum Studium des Deutschen, und zwar deutscher Philosophie wie deutscher Poesie, gab. Coleridge und Lamb, Wordsworth und Southey lernten von ihm. Naylors Übersetzung des Goetheschen „Reineke Fuchs“ ist auf Robinson zurückzuführen. Mrs. Austins Buch: „Characteristics of Goethe“ wurde von Robinson revidiert und erweitert, und Carlyle, der während seines ersten Londoner Aufenthaltes mit ihm verkehrte, schickte ihm ein Exemplar seiner „Characteristics“ und erwähnte dabei, daß, wenn irgendjemand diese Aufmerksamkeit verdiene, es Robinson sei.

Als zweiundneunzigjähriger Greis, im Jahre 1867, starb Crabb Robinson. Im hohen Alter beschäftigten ihn oft religiöse Fragen. Sie zogen ihn immer wieder an wie die Majestät des Sternenhimmels oder des Meeres: wo er nicht verstand, da hoffte er und betete an. So schied der Vielgereiste. Aber seine Erinnerungen, seine Unterhaltungen mit den Edelsten seines Zeitalters starben nicht mit ihm. Mit der größten Treue und Gewissenhaftigkeit hat er sie in seinen Lebenserinnerungen, Tagebüchern und Briefen niedergelegt. Und während er selbst ein so überaus reiches Litteraturleben in Deutschland hatte versinken sehen, durfte er doch auch noch in England in sympathetischer Freundschaft die Hand dessen drücken, der nach ihm die Aufgabe des deutschen Pioniers mit verjüngten Kräften und herrlichstem Erfolge zu übernehmen berufen war: Thomas Carlyles. Mit gleicher Schärfe der Beobachtung, gleicher Liebe für seinen Gegenstand ausgerüstet, finden wir in diesem zugleich die größeren Gaben: Robinson reproduzierte, während Carlyle schuf. Aber der bescheidene Säemann verdient darum nicht weniger unsere Liebe und Verehrung. Ist es doch die Treue im Gebrauch der Gaben, nicht die Größe derselben, die den Wert des Menschen bestimmt. Darum bleiben die Worte Bessers in einem Briefe an Perthes auch jetzt noch, wo Carlyles reicher Erntesegen vor uns liegt, zutreffend:

„Männer wie Robinson werden stets eine sehr seltene Er-

---

1) Siehe jedoch Anhang.

scheinung in England bleiben. Einen besseren Vertreter als diesen merkwürdigen und anziehenden Mann kann Deutschland nicht haben, und unwillkürlich stelle ich ihn in meinen Gedanken neben Villers [1]), und dann tritt die Verschiedenheit des Einflusses, welchen gründliche deutsche Bildung auf den Franzosen und auf den Engländer hat, mir in sehr scharfen Zügen hervor [2])."

1) Über Villers siehe „Friedrich Perthes' Leben", 6. Aufl., Bd. I, S. 128. 142. 167.

2) Ebendas. Bd. II, S. 13.

Anhang.

Henry Crabb Robinson schrieb:

1. Eine Übersetzung der „Schädellehre“ von Gall.
2. Eine Übersetzung der „Amatonda“ von Wall, mit Übersetzungen aus „Jean Paul“ im Anhang.
3. Eine Übersetzung von Arndts „Geist der Zeit“.
4. Eine Übersetzung von Lessings „Erziehung des Menschengeschlechtes“.
5. Eine chronologische Übersicht der Goetheschen Werke nebst Charakteristiken und Inhaltsangabe in neun Nummern des „Monthly Repository“, 1832 und 1833.
6. Eine Besprechung des Austinschen Buches: „Characteristics of Goethe“, 1834.
7. „Goethe und Schiller“, zwei Artikel im 4. Bande der Biographieensammlung der „Useful Knowledge Society“.

Über den Einfluß der See

auf die englische Litteratur.

Die englische Litteratur ist keine Stubenlitteratur. Sie ist am wenigsten vielleicht von allen Litteraturen Europas „von des Gedankens Blässe angekränkelt“. Weder Philosophie noch das Studium der Antike haben zu irgendeiner Zeit den Einfluß auf die englische Dichtung ausgeübt, den wir z. B. in der Glanzperiode der deutschen Litteratur so deutlich wahrnehmen. Dagegen weht durch die meisten Dichtungen der großen Briten ein frischer, allem gekünstelten und bloß didaktischen abholder Hauch der Naturliebe. Es ist uns oft, als fänden wir den kräftigenden Seewind, der so leicht und so fast unausgesetzt die Insel von einem Ende zum anderen durchweht, namentlich in der modernen englischen Litteratur wieder.

Politik, geographische Lage und nationale Erziehung haben zu diesem überaus charakteristischen Zuge beigetragen. England hat nicht jahrhundertelang an nationaler Zersplitterung und Ohnmacht gelitten, die die Geister der Besten von der Gegenwart weg zu philosophischer Abstraktion trieben. Englands Lage ist derart, daß selbst von dem der Küste fernsten Punkte aus die See in wenigen Stunden erreicht werden kann, und die Möve dem pflügenden Bauern in Yorkshire so gut bekannt ist wie den einsamen Leuchtturmwächtern auf dem Eddystone. Englands nationale Erziehung ist auf Ertragung körperlicher Anstrengungen, auf körperliche Übung im Freien und auf direkten Verkehr mit der Natur stets ganz besonders gerichtet gewesen.

Es ist daher keineswegs verwunderlich, daß die Litteratur wiederspiegeln sollte, was sie in so ausgeprägter Weise im Volkscharakter vorfindet. Erst neuerdings jedoch hat man diesen Ge-

danken eingehender behandelt. Namentlich ist dies in zwei Büchern geschehen, die beide von Schotten herrühren, und zwar von hervorragenden Kennern englischer Dichtung. Das eine derselben nennt sich „Poetic Interpretation of Nature“, und wurde im Jahre 1877 von John Campbell Shairp, dem vor kurzem verstorbenen talentvollen Dichter und Professor der schönen Litteratur in Oxford, veröffentlicht [1]), das zweite ist noch jüngeren Datums und führt den Titel: „The feeling for Nature in Scottish Poetry“. Es hat den Professor der Logik und Rhetorik an der Universität Glasgow, John Veitch, zum Verfasser [2]). Beide Bücher haben denselben, schon aus ihren Titeln ersichtlichen Zweck, nämlich den Zusammenhang zwischen der Natur und der Seele des Dichters nachzuweisen. Während aber Shairp diese Idee mehr im allgemeinen und von den Quellen der Dichtkunst ausgehend behandelt, Mythologie sowohl wie altklassische und hebräische Poesie berührt und der englischen Litteratur nur die vier letzten Kapitel seines Buches einräumt, bewegt sich Veitch innerhalb des engen Kreises der speziell schottischen Dichtung mit großer, hier und da ermüdender Weitschweifigkeit. Veitch weist nach, wie die Liebe zur Natur sich schon in der frühesten schottischen Dichtung gezeigt, und zwar zuerst lediglich als eine durch das physische Vergnügen wachgerufene Liebe in dem Gedanken an die Wärme der Sonne nach dem in Schottland so besonders langen Winter, an den Reichtum der Erde mit ihren Kornfeldern und Obstgärten, ihren fischreichen Flüssen, grasreichen Wiesen und heilsamen Waldeskräutern. Erst nach und nach, und zwar vom Vogelgesang aus, entwickelte sich der rein ästhetische Genuß an der Natur, an Blume, Feld und Wald. Wunderbarerweise scheint sich gerade die Liebe zur Bergnatur und zu der großartigeren, oft schrecklichen Seite der Natur, zu Stürmen, wüsten Felsmassen und düstern Wolken, wie in der englischen Litteratur überhaupt, so in der schottischen Litteratur insbesondere, erst spät entwickelt zu haben. Endlich erreichte die Naturbetrachtung in Wordsworths „Natursymbolik“ ihren Höhepunkt.

---

1) Verleger: David Douglas, Edinburgh.

2) 2 Bände im Verlage von Blackwood & Sons, London 1887.

Veitchs Buch gewährt durch zahlreiche Citate von den frühesten Zeiten schottischer Litteratur bis auf die Neuzeit, von Thomas v. Erceldoune [1]) bis auf Janet Hamilton [2]) ein reichhaltiges Bild der Naturliebe in schottischer Dichtung.

Shairps Buch ist bei geringerem Umfange das geistreichere. Der Hauptmangel des erstgenannten Buches ist die gänzliche Beiseitelassung der spezifisch englischen Litteratur, die doch die gleiche Eigenschaft der Naturliebe in vielleicht noch höherem Grade (höher wenigstens in ihren einzelnen Hauptvertretern: Byron, Keats, Shelley und Wordsworth) mit der schottischen Schwesterlitteratur teilt. Beide Bücher teilen den Fehler, daß sie die dritte große Naturoffenbarung neben dem Himmel und der Erde: die See völlig unberührt gelassen haben. Mit dem ersten Mangel uns eingehender zu befassen, verbietet uns Raum und Gegenstand. Wir müssen uns begnügen, auf Chaucer und seinen jugendlichen Enthusiasmus für den Mai, die Lerche, die Rose und Wald und Feld überhaupt hinzuweisen; auf Tussers Lob der Landwirtschaft [3]), auf Drydens allegorisches Prachtlied, auf Draytons und Denhams topographische Dichtungen [4]), auf Ben Jonsons und Shakespeares lyrische Ergüsse und auf die Schäferdichtungen Bretons, Raleighs und Brownes [5]). Von Herricks [6]) reizenden Liedern an die Primel, die Blüten, die Bienen und den Mai bis zu Shelleys Lerche und Burns Feldmaus; in Thomsons Jahreszeiten [7]), wie in Youngs und Cowpers [8]) geistlichen Liedern finden wir dieselbe innige Liebe zur Natur wieder. Aber erst die neuere englische Dichtung hat sich, wie in Schottland, zu der Höhe wahrer Naturbetrachtung aufgeschwungen.

1) Auch Thomas the Rhymour genannt. Er lebte von 1219 bis gegen Ende des Jahrhunderts.

2) Gedichte von Janet Hamilton (1795–1873).

3) „Hondred Good Points of Husbandrie" 1557.

4) Draytons „Polyolbion" 1612; Denhams „Coopers Hill" 1642.

5) Nicholas Breton (1558—1624); Raleigh (1552—1618); Browne (1590—1645).

6) Robert Herrick lebte von 1591—1674.

7) Die „Seasons" von James Thomson wurden von 1726—1728 veröffentlicht.

8) Edward Young schrieb seine „Night Thoughts" in den Jahren 1742—1744.

Namentlich ist seit Byron den Dichtern das Verständnis großartiger Bergnatur aufgegangen. Shelley und Wordsworth haben dann in fast prophetischer Weise tiefsinnige Naturauslegung hinzugefügt, und endlich hat sich bei den neueren Dichtern, wie Byron, Tennyson, Arnold, Swinburne u. a. m. eine Liebe und ein tiefes Verständnis für das Meer kundgethan, wie wir es in dem Grade in der früheren Litteratur vergebens suchen.

Die See hat, wie schon angedeutet, von jeher in der Dichtung wie in der Geschichte eines vom Wasser umspülten Landes, in dem jedes Kind von den Basaltsäulen Staffas bis zu den Kalkfelsen von Devon die See kennt, jeder Mann ein Stück von einem Matrosen in sich trägt, die größte Rolle gespielt. Keine Nation der Welt hat das Meer so geliebt wie die englische. England, wie ein zweiter Doge von Venedig, ist dem Meere angetraut; ihm verdankt es seinen Ruhm, seine Sicherheit, seine Reichtümer.

„Others may use the ocean as their road
Only the English make it their abode [1])“.

Diesem Einfluß der See nun auf die englische Litteratur, namentlich auf die neuere englische Litteratur, näher nachzugehen, sei der Zweck dieser Abhandlung. Wir hoffen damit eine Lücke auszufüllen, die uns die beiden, obengenannten übrigens so lesenswerten Bücher unvollständig erscheinen läßt.

Der Übersicht halber zerlegen wir unsern Gegenstand in drei Teile. Wir wollen zuerst von dem Einfluß der See auf die englische Prosa reden, wo wir dann namentlich auf die Seeromane einzugehen haben würden; dann einen Blick auf die Matrosenlieder oder -balladen werfen und endlich zum Schluß die eigentlichen Seelieder näher ins Auge fassen. Um den engen Rahmen einer Abhandlung nicht zu überschreiten, müssen wir die ganze ungeheure Masse der englischen Reisebeschreibungen beiseite lassen; ebenso können wir nur vorübergehend und mit einem Worte auf die englische Jugendlitteratur hinweisen, von der neun Zehntel das Meer und das Leben auf demselben zum Gegenstande haben [2]).

1) Waller (gest. 1687).

2) Ballantyne, Kingston, Mayne Reid, Staples Gordon sind einige der hauptsächlichsten englischen Jugendschriftsteller.

Als Vater des englischen Seeromans muß der als Humorist bekannte Tobias Smollett (1721—1771) angesehen werden. Freilich hatte schon Defoe in seinem weltbekannten und nie ausgelesenen „Robinson Crusoe“ (1719) und Paltock in seiner an Jules Verne erinnernden Erzählung: „The life and adventures of Peter Wilkins“ (1750) dem Seeabenteuer einen so ausgedehnten Leserkreis verschafft, wie es ihn seit den berühmten Hakluytschen Reisebeschreibungen im Zeitalter der Königin Elisabeth kaum besessen hatte. Wir verstehen aber unter Seeroman mehr als eine bloße Reihe von mehr oder weniger wahrscheinlichen Abenteuern, denen die See nur als Hintergrund dient. Ein Seeroman muß sich in der getreuen Schilderung derer, die durch ihren Beruf an das Meer gebunden sind, denen das Meer Wiege und oftmals Grab wird, vom Kapitän bis zum Schiffsjungen herab, mit allen ihren Sonderbarkeiten, ihren Vorzügen und Lastern, ihrem gesamten Denken, Thun und Treiben, und ebenso in dem getreuen und liebevollen Eingehen auf die Meeresnatur, nicht nur in ihrem Schrecken, unter Zuhilfenahme eines gelegentlichen Schiffbruches, sondern in allen ihren tausend verschiedenen Stimmungen, vom friedlichsten, träumerischen Schlafen des Wassers bis zum Brüllen des Sturmes zu erkennen geben. Der Seenovellist muß Auge und Ohr haben für die ewig wechselnde Farben- und Tonleiter der See. Er muß außerdem auf dem Schiffe zuhause sein. Keine Rae, kein Segel, kein Matrosenausdruck darf ihm fremd sein. Diese Bedingungen erfüllt Defoe nicht. Dagegen begegnen wir in Smollett einem Manne, der auf ausgedehnten Seereisen das Meer und die darauf fahren, zum besonderen Studium gemacht hatte. Wie bekannt diente Smollett längere Zeit als Unterwundarzt auf einem englischen Kriegsschiff und machte als solcher im Jahre 1741 die unglückliche Expedition nach Karthagena mit. Zu dieser praktischen Befähigung kam eine große Beobachtungs- und Erfindungsgabe, und ein gesunder, unerschöpflicher Humor. Kein Wunder, daß Smolletts Romane „Roderick Random“ und „Peregrine Pickle“ die englische Litteratur mit solchen Charakterstudien bereicherten, wie Tom Bowling und den „Commodore“ Trunnion. Wer könnte diesen alten, einäugigen Veteran, der die Dienstboten in seinem Hause in Hänge-

matten schlafen läßt und genau dieselbe Zucht und Routine innehält wie ehedem an Bord seines Schiffes, und seine beiden Freunde, Lieutenant Hatchway (Schiffsluke) und Pipes, den schweigsamen Bootsmann, je vergessen? In dieser auf die Flotte beschränkten Schilderung komischer Charaktere, in der Erfindung immer neuer, lustiger Abenteuer und in der gelegentlichen Bloßlegung der damals in der englischen Flottenverwaltung und -disziplin herrschenden Grausamkeit und Untüchtigkeit lag Smolletts Stärke und Verdienst. Arm dagegen sind seine Novellen an poetischen Beschreibungen der Meeresnatur.

Eine Reihe von Jahren verging, während derer die schottische und irische Novelle die Aufmerksamkeit englischer Leser hauptsächlich auf sich zog. Erst zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts taucht die Seenovelle wieder auf, um von nun an bis zur Gegenwart eine hervorragende Stellung in der englischen Novellistik zu behaupten. / Die hierher gehörigen Schriftsteller gruppieren sich um einen Mann, der auch in Deutschland eine wohlverdiente Berühmtheit erlangt hat: den Flottenkapitän Frederik Marryat (1786—1848). Marryatt ist seit Smollett ohne Zweifel der vielseitigste Seenovellenschreiber. Sein Kapitän Savage, der stets mundfertige Lieutenant O'Brien und der philosophierende Schiffszimmermann Mudble sind ebenso lebenswahre Charaktere als Tom Bowling, Hatchway oder Pipes. Als seine besten Erzählungen müssen Peter Simple („Der Dummkopf in der Familie"), Jakob Faithful, Masterman Ready und Percival Keene gelten; doch ist unter den dreißig Bänden, die Marryat zum Verfasser haben, kein einziger langweilig zu nennen, wenn es auch nicht an öfteren Wiederholungen fehlt. / In allen bekundet sich ein kecker, unerschöpflicher Humor, diesmal ohne die bei Smollett häufige Verletzung des Anstandes. Ganz besonders ist Marryat zuhause im Gebiet jugendlich übermütiger Streiche der Seekadetten; doch gelingen ihm auch pathetische Scenen dann und wann. Er malt für uns eine bunte, ergötzliche Galerie von Flottencharakteren, und reißt uns mit sich fort in einen wahren Wirbel von tollkühnen oder lächerlichen Unternehmungen. / Solange der Leser nur lacht, ist es ihm gleichgültig, was aus der Handlung wird. Auch an einer feineren Auffassung und künstlerischen Wiedergabe

der wundervollen Meeresnatur fehlt es ihm. In dieser letzteren Beziehung wird er von seinem Zeitgenossen, Michael Scott [1]) († 1835), übertroffen, dessen zwei vortreffliche Seegeschichten: „The Cruise of the Midge" und „Tom Cringle's Log" zuerst in Blackwoods „Magazine" und dann in Buchform so berechtigtes Aufsehen erregten. Der Verfasser verbindet in ihnen eine spannende Handlung mit trefflichen Beschreibungen des tropischen Meeres.

Zur Marryatschen Schule gehören ferner der Lieutenant Edward Howard († 1842), dessen „Rattlin the Reefer" und „Outward Bound" sich großer Beliebtheit erfreuen, obwohl sie sich, was den Humor betrifft, mit den Marryatschen Erzählungen nicht messen können. Interessant als Schilderungen des damaligen Lebens auf einem Kriegsschiff, obschon sonst ziemlich wertlos, sind Kapitän Glaßcocks († 1847) Romane [2]). An frischem und natürlichen Humor steht Marryat am nächsten der Flottenkapitän Chamier [3]). Der Held einer seiner Erzählungen, Ben Brace, hat es wie Tom Bowling zu großer volkstümlicher Berühmtheit gebracht. Endlich gehört noch hierher der Schotte James Hannay [4]), der den etwas groben Pinsel seiner Kollegen verschmähend, vermöge der feineren Beobachtungsgabe eines Künstlers den Übergang zu den Seenovellisten der neuesten Zeit bildet. Seine hauptsächlichste Erzählung betitelt sich „Eustace Conyers" und wurde im Jahre 1855 in drei Bänden veröffentlicht. Die folgende Beschreibung einer Nacht auf dem Meere ist diesem Buche entlehnt.

„Eustace ging auf Deck. Die Nacht war herangekommen und das Schiff glitt vor einem günstigen Winde ruhig dahin. Nur wenige menschliche Wesen regten sich. Der wachthabende Offizier befand sich auf dem Achterschiff. Der Steuermann und der Schiemann standen schweigend vor dem Kompaßhäuschen, worin in einem hellen, mit der äußeren Dunkelheit scharf kontrastierenden

1) Nicht zu verwechseln mit dem aus Dante bekannten Sir Michael Scott, der im Jahre 1290 starb.

2) „Naval Sketch Book" 1828; „Sailors & Saints" 1829; „Tales of a Tar" 1830; „Land Sharks and Sea Gulls" 1838.

3) Chamier starb 1870. Hauptschriften: „Life of a Sailor" und „Ben Brace".

4) Geboren 1827, starb 1873.

Lichtkreise des Kompaß mit seinem runden und so beredten Gesichte lag; so voller Bedeutung und Ausdruck für das Auge eines Seemannes! In schwarzen Klumpen lagen die Matrosen der Wache in ihren Seejacken an den beiden Schiffswänden entlang. Nichts konnte stiller sein. Eustace hörte das Plätschern des Schiffes kaum eher, als bis er sich über die Laufplanke lehnte und in die Nacht hinaussah. Solche Nächte stimmen einen nachdenklich. Seeleute sind ernsthafter, als man gewöhnlich annimmt, und zwar aus demselben Grunde, der sie so lustig macht; nämlich weil sie sich ungehinderter den natürlichen Eindrücken hingeben als andere. Die am wenigsten zeremoniellen Leute wird man heutzutage auf dem Wasser finden. Wenn man wissen will, wie unsere Vorfahren aussahen und wie sie redeten, ehe die Städte babylonisch und der Handel despotisch wurde, so muß man eine Zeit lang auf dem Salzwasser kreuzen. Denn des Meeres Aufgabe ist es, die Erde frisch zu erhalten; es konserviert die Charaktere wie das Fleisch... Sobald das menschliche Leben auf dem Schiffe zum Schweigen gebracht ist, gewinnt das Meer seine ganze natürliche Macht über den Geist wieder. In der Gegenwart der großartigen, alten, vertrauten Majestät desselben vergißt man die Unruhe und fragt wenig nach Witz. Deshalb ist auch die Unterhaltung der Wache, die von zwölf bis vier Uhr, im Herzen der Nacht den Dienst hat, die ernsthafteste, tiefste und vertraulichste in den vierundzwanzig Stunden, und wenn man die Mitternachtswache mit jemandem teilt, so lernt man ihn besser kennen als sonst wie."

Fast gleichzeitig mit Marryat schrieb Fenimore Cooper jenseits des Ozeans seine berühmten Seegeschichten. Seine charakteristische Stärke liegt jedoch mehr in der Beschreibung der Prairie und des Indianerlebens. Ihm fehlt der gesunde Humor seines englischen Freundes, doch übertrifft er ihn wieder an poetischen Naturschilderungen [1]).

Daß auch Walter Scott, dessen Genie in der dramatischen

1) Coopers hauptsächlichste Seegeschichten in chronologischer Ordnung sind: „The Pilot" (1823), „Water Witch" (1830), „Outward Bound" (1836), „Homeward Bound" (1838), „Two Admirals" (1842), „Afloat and Ashore" (1844), „Miles Wallingford" (1844), „Sea Lions" (1849).

Wiedererweckung längst vergangener historischer Ereignisse seines engeren Vaterlandes einen natürlichen Ausdruck fand, und der mit der Bergesnatur der Hochlande vertrauter war als mit der See, dennoch den magischen Einfluß der letzteren kannte und fühlte, beweist unter anderem sein Roman „The Pirate" mit den vielen vortrefflichen Schilderungen der Orkneyinseln und ihrer Bewohner.

Charles Dickens verdanken wir eine der schönsten Beschreibungen eines Sturmes, welche die englische Litteratur aufzuweisen hat, im vierundfünfzigsten Kapitel seines „David Copperfield". Die schreckliche Scene, in welcher der ehrliche Ham sein Leben verliert, und Steerforth, die leichtsinnige Ursache so vieler Leiden, als Leiche ans Ufer gewaschen wird, dürfte auch deutschen Lesern so bekannt sein, daß es hier nur der Hinweisung auf dieselbe bedarf.

Hauptsächlich haben aber die beiden als Novellisten und Dichter bedeutenden Charles Kingsley und George Macdonald dem Meere und dem wilden Leben auf demselben Rechnung getragen, und zwar Kingsley in streng geschichtlichem Gewande, Macdonald als Romantiker. Kingsleys beide große Romane „Westward Ho!" (1865) und „Hereward, the last of the English" (1866) malen uns in den lebhaftesten Farben die mutigen Entdeckungsreisen des Sir Amyas Leigh und den Kampf wider die spanische Armada, und mit gleicher Meisterschaft die Fahrten der alten Wikingerhelden im 11. Jahrhundert.

Aus der Masse der Seelitteratur der neusten Zeit wollen wir nur einen Namen hervorheben, der alle anderen weit hinter sich zurückläßt: W. Clark Russell. Seine Seegeschichten [1]), sowie die Stevensons unterscheiden sich von den älteren Erzählungen dieser Art durch die Einführung eines geheimnisvollen Elementes, dem in der neusten englischen Novellistik überhaupt ein oft viel zu weit gehender Einfluß eingeräumt wird, und durch viele wahr-

1) Zu den hauptsächlichen Erzählungen Russells gehören: „An Ocean Free Lance", „The Frozen Pirate", „A Sea Queen", „The golden Hope", „The Lady Maud", „My Watch below", „Jack's Courtship", „A Strange Voyage", „A Sailor's Sweetheart", „The Wreck of the Grosvenor", „Little Loo", „John Holdsworth" Chief Mate, u. a.

haft poetische Schilderungen der See, nicht nur in ihren melodramatischen, von Handwerkershänden so oft ausgebeuteten Stimmungen der Windstille und des Sturmes, sondern auch in den unzähligen feinen, oft nur einem scharf beobachtenden Dichterauge erkennbaren Farben- und Tonwirkungen.

Anstatt der Smollettschen genialen Zopfgestalten der Flotte und Marryats lustigen, aber den Fortschritt der Handlung störenden Kadettenstreichen begegnet uns nun eine einheitliche Erzählung, ein Realismus, der nicht bloß auf die komische Seite des Menschen abzielt, und statt des von jenem angewandten, oft ermüdenden Dialogs ein Wechsel von ruhig breiten, poetischen Schilderungen mit der dramatisch bewegten Gesprächsform.

Zur Veranschaulichung des Russellschen Stils bieten wir dem Leser die folgenden Auszüge:

„Ein Matrose schritt auf dem Vorderkastell auf und nieder, und ich konnte die von den bis tief an den Horizont funkelnden und glitzernden Sternen scharf sich abhebende Figur gerade noch erkennen. Um mich her ragten die Schiffe in dunklen Umrissen gespensterhaft empor; die See breitete ihre dunkle, regungslose Oberfläche bis in ungeahnte Entfernungen aus. Nichts regte sich am Ufer, als das Gemurmel der Sommerbrandung gegen den Kies. Man hätte fast meinen können, die Lebensgeister seien von der Erde entwichen, daß nichts lebendig sei als die Sterne, die auf ein traumgleiches, unwahrscheinliches und täuschendes Bild herabsähen. Endlich ging der Mond auf. Das Verblassen der Sterne am südlichen Himmel und dann das Erscheinen eines weißen Nebels über dem Horizonte verkündete sein Kommen. Plötzlich tauchte seine obere Spitze, rot wie Feuer, aus dem Wasser auf, und der volle Kreis, groß und glühend wie die untergehende Sonne, stieg langsam empor; langsam und feierlich, einen schwärzlichen Nebel, der ihn wie ein Rauchring umgab, mit sich in die Höhe hebend. Der letztere verschwand, und nach und nach, dem Auge bemerkbar, änderte sich die Farbe. Das Rot läuterte sich zum Perlsilber. Des Mondes Scheibe wurde kleiner. Bald stand sie hoch über dem Horizonte und schien hell mit ihrem silbernen Glanz, und die See erschimmerte unter ihren milden Strahlen. Die Schiffe in den Downs fingen das neue Licht auf

und ihre Raaen hoben sich wie Silberstreifen von der Nacht ab. Die roten Lichter der Goodwin Sands schrumpften vor dem reinen, weitreichenden Strahlenglanz zu bloßen schwimmenden Feuerfunken zusammen. Der Himmel war wolkenlos und die See wunderbar still. Ich hätte die ganze Nacht Wache halten können, ohne daß sich irgendetwas ereignet haben würde. So klopfte ich denn die Asche aus meiner Pfeife, stieg die Kajütentreppe hinab und ging in meine Koje."

Oder man nehme die folgende, demselben Buche [1]) entlehnte Beschreibung einer frischen Brise:

„Das Schiff brauste mit großer Eile durch das Wasser dahin. Ich fühlte mich so erfrischt wie einer, dem die See neu ist, als ich zurückschaute und den weiten, vom Schiffe aufgepflügten Schaumpfad sich heben und senken und endlich an dem Dunkel des hügeligen Horizontes ersterben sah. Bläuliche Feuer brannten auf dem Meer; nach und nach aber, als wir die offene See erreicht hatten, und das Schiff bei dem mächtigen Wellengang zu stampfen begann, wurden große Flocken phosphoreszierenden Lichtes mit dem Wasser emporgeschleudert, jedesmal wenn das Schiff auf- und abtauchte, und zwanzig Faden hinter uns war das Meer so hell wie die Milchstraße. Das Brausen des Windes über uns, das Knarren der Raaen, das Klappern und Reiben der Ketten, das Gequiek der Blöcke, das Zischen und Spritzen des siedenden Schaumes und der fortwährende dumpfe Donner der das Schiff treffenden Wogenmassen füllten das Ohr mit einem wunderbar reichhaltigen Tongemisch."

An einer anderen Stelle wird die Aussicht vom Mastkorbe folgendermaßen beschrieben:

„Ich habe mich oft beim Lesen jener prachtvollen Beschreibung einer Klippenhöhe im ‚King Lear' gefragt, wie der große Meister wohl die Aussicht von der Mastspitze eines stattlichen Schiffes beschrieben haben würde. Man mag von einem Panorama, vom Gipfel eines Berges oder dem Rande einer Klippe aus sagen, was man will; meiner bescheidenen Meinung nach erhält man den mächtigsten Eindruck großer Höhen (vom Ballon

---

1) „The Wreck of the Grosvenor", Sampson Low, London 1888.

natürlich abgesehen) zweifellos von den schlanken Raaen eines Schiffes mitten in der See. Denn hier hat man einen Eindruck der Isolierung, der trotz der Einsamkeit der Felsenhöhen doch immer beschränkt, wenn nicht ganz und gar aufgehoben wird, wenn man eine Landschaft von irgendeiner auf dem Lande befindlichen Höhe aus übersieht, und dies nicht nur durch den Anblick von Land rings umher, sondern auch dadurch, daß man Land unter seinen Füßen hat. Auf dem Maste eines Schiffes aber steht man auf einem schlanken Tau oder sitzt rittlings auf einem Sparren, der vom Deck aus nicht dicker aussieht als eine Stricknadel, und man blickt auf eine scheinbar endlose Wasserfläche hin. Der enge und wohlbekannte Horizont, den man vom Schiffe selbst aus wahrnahm, hat sich nämlich zu einem riesigen Ozean erweitert, und eine völlige Halbkugel des Himmelsgewölbes senkt sich in weitester Ferne herab, während unter einem der schmale Schiffskörper sichtbar wird, auf dessen Verdeck die Seeleute, kaum größer als Fliegen, herumkriechen, so daß man sich wundert, wie ein so schlankes und leichtes Gebilde den himmelhohen, segelbeschwerten Mast, von dessen Spitze man herabsieht, tragen könne. Hier sage ich, hat der Mensch jenes Gefühl der Isolierung, welches keine Landhöhe hervorrufen kann; und dieses Gefühl ist vollständig genug, selbst wenn die Wasser um uns her hell und ruhig in der Sonne daliegen, die Segel leise anziehen, ein sanfer Wind weht und der blaue Himmel lächelnd auf die Tiefe herabsieht, die seine tiefazurne Schönheit wiederspiegelt. Am erhabensten aber wird dasselbe, wenn der Sturm wütet, wenn der Himmel voller rußbrauner Wolken ist, die sich rollen und umgetrieben werden wie der aus einem frisch geheizten Fabrikschornstein in schwarzen, dicken Massen hervorquellende Rauch; wenn die zerrissene See meilenweit einer riesigen Oberfläche weißer Wolle gleicht, und die mächtigen Wogen in Schauern von blendendem Sprühwasser über den Streifen Rumpf klatschen, der, tief unter einem, schattengleich durch den Nebel sturmgetriebenen Schaumes dahinjagt und unter dem Anprall des Wassers schwankt und bebt, daß der Mast, auf dem man halb schwebt, halb sitzt, wie die Hand eines alten Mannes erzittert; wenn der Sturm donnernd aus dem Streifen Segel herausbrüllt, der sich weit drunten an den Raaen hin-

zieht; und durch das Getöse der schmetternden Wellen und das Heulen des Orkanes die vom Auge wahrgenommene Scene der Majestät und des Schreckens durch das Ohr noch vervollkommnet wird [1])."

Übrigens giebt es fast keinen bedeutenderen englischen Romanschriftsteller, auf den nicht auch die See ihren Einfluß ausgeübt hätte. So schrieb Read seine „Christie Johnson", eine schottische Fischergeschichte, W. Black seine „Princess of Thule" mit prächtigen Schilderungen der Hebriden, W. Besant sein „Captain's Room" u. s. w.

Aber auch Theologen, Historiker und Ästhetiker haben für die Größe des Ozeans Zeugnis abgelegt und sind, wenn sie ihn auch nicht zum Gegenstande längerer Betrachtungen machten, doch von seinem Geiste erfüllt. Der Theologe Scoresby [2]) schrieb seine „Predigten an Seeleute" und „Memoiren der See"; und Norman M'Cleod, einer der Hofprediger der Königin, seine reizenden autobiographischen Schilderungen aus einem an der wilden Westküste Schottlands gelegenen Pfarrhause [3]).

Thomas Carlyle befand sich nie wohler, als wenn er an oder auf der See war. Die Beschreibung seiner Tour nach Holland in Begleitung seines Freundes Spring-Rice an Bord des Admiralitätskutters „Vigilant" gehört mit zu den erfreulichsten und unverbittertsten litterarischen Hinterlassenschaften des großen Mannes. Die Disziplin und Reinlichkeit auf dem Schiff erregten seine Bewunderung. „Männer zu sehen, ihrer Aufgabe so gewachsen, so tüchtig in ihrem Beruf und so tüchtig kommandiert", gewährte ihm, dem Kraft und Pflichttreue und soldatische Zucht so hoch standen, eine ganz besondere Befriedigung. Seine Ferientage verbrachte er sehr oft an der See, wo er stets neue Erholung und Beruhigung fand. „Himmel und Meer", schreibt er im Jahre 1841 von Newby aus, einem kleinen Dorf

1) „An Ocean Free Lance", S. 175 f.

2) Zwei Scoresbys, Vater und Sohn, haben sich als Seeschriftsteller in der englischen Litteratur hervorgethan. Scoresby d. Ä. schrieb seinen mustergültigen „Account of the Northern Whale Fishery" (1822), sein Sohn, ein Theologe, die obengenannten „Discourses to Seamen".

3) „Reminiscences of a Highland Parish" (1867).

am Solwaybusen, „Himmel und Meer, mit geringer Veränderung des Tones und der Farbe, bilden unsere ganze Umgebung. Höchst wunderbar, höchst traurig und doch höchst beruhigend ist dieses große, unaufhörliche Seufzen des Solwaybusens, wie er von den Winden gepeitscht herein- und herausschwingt, einem riesigen, an den Mond gehängten Pendel vergleichbar, ohne Aufhören, wie in Plinius' Tagen und weit früher. . . .“

Das Meer war ihm ein Symbol der Ewigkeit, und von den Tagen an, wo er mit Irving bis spät in die Nacht disputierend am Strande des Firth auf- und abwanderte, bis in sein hohes Alter, wo er seine letzte Kraft den Hünengestalten der nordischen Seekönige widmete, redete es zu seinem Herzen [1]).

Carlyles Freund und Schüler, James A. Froude, dem die englische Litteratur eine Reihe von vortrefflich geschriebenen historischen Werken verdankt, ist nicht nur selbst ein tüchtiger Seemann, der den größeren Teil der schönen Jahreszeit am liebsten auf seiner Yacht zubringt, sondern er hat uns auch in seinem neuesten Romane: „The two Chiefs of Dunboy“ und in seinen mustergültigen Reisebeschreibungen, „Oceana“ und „The English in the West Indies“, malerische und von liebevoller Beobachtung zeugende Schilderungen tropischer und einheimischer Meeresnatur geliefert.

Vor allem aber müssen wir an dieser Stelle eines Mannes gedenken, der, was Stil und Begeisterung für Kunst und Natur anbetrifft, unter den lebenden englischen Schriftstellern unbestritten den höchsten Rang einnimmt: John Ruskins. Es stand zu erwarten, daß eine so durchaus poetische Persönlichkeit, mit einer Naturauffassung, die an Tiefe der Wordsworths gleichkommt, sie aber an Vielseitigkeit noch übertrifft, die so Bemerkenswertes und Tiefsinniges über den Himmel und die Berge und ihre Bedeutung für den Menschen geschrieben, auch über das Meer ihre Gedanken in gleich beredte Worte kleiden würde. Das folgende Citat ist Ruskins großem Werk „Modern Painters“ entnommen:

---

1) Auch in Carlyles „Irish Tour“ finden sich vortreffliche Skizzen von See- und Küstenlandschaften.

„Von allen unorganischen Substanzen, die ohne Zuthun anderer und unvermischt mit anderen lediglich aus sich selbst und durch sich selbst wirken, ist das Wasser am merkwürdigsten. Wenn wir bedenken, daß es die Quelle alles Wechsels und all' der Schönheit ist, die wir in den Wolken wahrgenommen haben, ferner, daß es das Instrument ist, vermittelst dessen die Erde, die wir betrachteten, symmetrisch geformt wurde und ihre Felsen anmutig gemeißelt, daß es ferner in der Gestalt des Schnees die Berge, die es gemacht, nun auch kleidet, und zwar mit einem so überirdischen Licht, wie wir es uns nicht hätten vorstellen können, wenn wir es nicht gesehen; ferner, daß es in dem Schaum des Gießbachs, in dem Regenbogen, der darüber steht, in den tiefen, krystallhellen, die steilen Ufer wiederspiegelnden Wasserbecken, in dem breiten See und dem hellen Fluß wiedererscheint, und endlich gar als das dem menschlichen Gemüt verständlichste Emblem unermüdlicher, unbesiegbarer Macht auftritt, in der wilden, wechselnden, phantastischen, unzähmbaren Einheit des Meeres: womit können wir dann dieses Universalelement an Pracht und Schönheit vergleichen? oder wie können wir seinem ewigen Wechsel folgen? Es ist, als wollten wir eine Seele malen."

Aus dem vielen Schönen heben wir noch folgende, den „Harbours of England" entlehnte Sturmbeschreibung hervor:

„Verhältnismäßig wenige haben den Effekt eines gewaltigen, drei oder vier Tage ununterbrochen andauernden Sturmes auf der See beobachtet; und diejenigen, die nicht in der Lage gewesen sind, können sich, glaube ich, keine Vorstellung davon machen; und zwar nicht wegen der bloßen Gewalt und Masse der Brandung, sondern wegen der vollständigen Aufhebung der Grenzen zwischen Wasser und Luft. Durch den anhaltenden Aufruhr ist das Wasser nicht zu bloßem milchweißen Schaum geschlagen, sondern zu großen Massen von Hefe, die in Seilen und Garnituren von einer Welle zur andern hängen, und wenn eine sich kräuselnd bricht, von ihrem Rande aus Festons bilden. Diese nun hebt und trägt der Wind fort, nicht in zerstäubter Form, sondern körperlich in sich windenden, hängenden, rollenden Massen, die die Luft weiß und trübe machen, als wäre es Schnee, nur

daß jede Flocke einen oder zwei Fuß lang ist. Die brandenden Wogen selbst sind voller Schaum bis zum Grunde und unterhalb, wodurch sie so durch und durch weiß erscheinen wie das Wasser unter einem mächtigen Katarakt. Diese nun, halb Luft, halb Wasser, werden vom Winde zerfetzt, so oft sie sich erheben, und hinweggetragen in brausendem Dunst, der erstickt und überwältigt wie wirkliches Wasser. Man nehme noch hinzu, daß, wenn die Luft durch lange Regengüsse sich ihrer Feuchtigkeit entledigt, das Sprühwasser, wie oben beschrieben, aufgefangen und die See in ihrer ganzen Ausdehnung nicht bloß mit dem Rauch feinverteilten Wassers, sondern wie mit einem kochenden, wogenden Nebel bedeckt wird; daß ferner die tiefen Regenwolken bis zur Oberfläche des Meeres herabhängen und in fliegenden Lappen und abgerissenen Stücken von Welle zu Welle umhergetrieben werden; man stelle sich endlich die Wellen selbst vor in der äußersten Aufbietung aller ihrer Kraft, Geschwindigkeit, Massenhaftigkeit und Tollheit, wie sie sich zu Abgründen vertiefen und zu Bergspitzen erheben, zerklüftet durch den Wirbel der aufsteigenden Bewegung: und man wird verstehen, daß inmitten all dieses Chaos in der That kein Unterschied zwischen Luft und Wasser existiert, kein Horizont, keine Grenzscheide, kein natürliches Merkzeichen der Lage; daß vielmehr der Himmel ganz Sprühwasser, der Ozean ganz Wolke ist, und man in keiner Richtung weiter sehen kann, als man es durch einen Katarakt zu thun imstande sein würde."

Ein Sonnenuntergang auf dem Atlantischen Ozean nach einem Orkan begeistert Ruskin zu der folgenden malerischen Schilderung:

„Der Sturm ist beinahe verstummt und die zerrissenen, flatternden Regenwolken verlieren sich im Wesenlosen der Nacht. Die gesamte Oberfläche der See ist in zwei riesige Wogenmassen geteilt, nicht in hohe und vereinzelte Wellen, sondern durch ein niedriges breites Schwellen des ganzen Ozeans, wie das Heben seines Busens in tiefen Atemzügen nach der Qual des Sturmes. Zwischen diese zwei Massen fällt das Feuer des Sonnenunterganges, die Mulde der See entlang, und färbt sie mit schrecklichem und doch herrlichem Licht, mit einem intensiven und unheimlichen Glanz, der wie Gold brennt und in Blut badet.

Diesen feurigen Pfad und dieses Thal entlang nun heben sich die sturmgepeitschten Wellen, durch die der schwellende Ozean ohne Rast und Ruh aufgerührt wird, in unbestimmten, phantastischen Formen und werfen einen leisen, geisterhaften Schatten hinter sich längs dem erleuchteten Schaum. Nicht überall erheben sie sich, sondern zu dreien oder vieren, in wilden Gruppen, zornig und zerfahren, je nachdem die tiefere Kraft der Brandung sie treibt oder ihnen freieres Spiel läßt. Zwischen ihnen bleibt ein betrügerischer Raum flachen, wellenlosen, umgetriebenem Wassers, bald von grünlichem, lampenartigem Feuer erleuchtet, bald das Gold der untergehenden Sonne zurückwerfend, bald von oben durch die unbestimmten Lichter der glühenden Wolken furchtbar gefärbt, die auf dasselbe in purpurnen und roten Flecken niederfallen und der Flucht der tollen Wellen die Bewegung ihrer eigenen feurigen Flucht hinzufügen."

Ruskins bewundernswertes Gedächtnis, das Hand in Hand geht mit einer so wunderbar scharfen Beobachtungsgabe, daß man sich zu der Vermutung veranlaßt sehen könnte, als habe er tagelang, ja sein ganzes Leben mit der Beobachtung gewisser Naturerscheinungen zugebracht, zeigt sich überall, auch wo er von der See spricht. Wir wollen nur noch ein Beispiel hinzufügen. Im ersten Bande seiner „Modern Painters", bei Gelegenheit einer ungünstigen Besprechung der Behandlung des Wassers durch die holländischen Maler und ihrer grauen und leblosen Seebilder (namentlich Vandeveldes und seiner Schule), sagt er in einem Satze, der von seiner genauen Bekanntschaft mit der erleuchteten, bewegten See Zeugnis ablegt:

„Schaum gerinnt, so viel ich weiß, an der Seite der Wellen wie Sahne und fliegt von ihren Köpfen ab, sitzt aber nicht rittlings auf denselben wie eine Perücke. Die Wellen selbst fallen und stürzen, schwingen sich auf, beugen sich und schmettern dann nieder, kräuseln sich aber nicht wie Sägespähne; und das jeweilige Grau des Wassers ist, so viel ich weiß, das mit seinem eigenen tiefen, schweren, gewitterartig-drohendem Blau gemischte Grau des stürmischen Himmels, nicht aber das Grau einer neu und billig angestrichenen Holzthür. So giebt es noch manche hierher gehörige Dinge, die, nach dem zu urteilen, was als

Seemalerei bewundert wird, nur wenigen außer mir klar geworden zu sein scheinen."

Ruskin selbst, mit einer Bescheidenheit, die wir nicht zu oft bei ihm wahrnehmen, nennt diese Beschreibungen „schwach und ungenügend im Vergleich mit den wenigen treffenden Worten, womit unsere großen Dichter die See zu malen verstehen."

Mit dieser Bemerkung bietet er uns den Übergang zu dem weiteren Gegenstande unserer Abhandlung: dem Einfluß der See auf die poetische Litteratur, insbesondere auf die neuere Poesie Englands; und zwar müssen wir zuerst von dem Matrosenliede oder der Seeballade reden. Der Name Seemannslieder dürfte diese Art Dichtung am besten bezeichnen, denn gesungen muß man sich dieselben denken. Sie verdanken die Hälfte ihrer Volkstümlichkeit, die derjenigen des deutschen Soldaten- und Studentenliedes gleichkommt, den zum Teil vortrefflichen, mit einem schwungvollen, leicht verständlichen Chor endigenden Melodieen [1]).

Die früheste derartige Ballade stammt aus der Zeit Heinrichs VIII. Sie ist in humoristisch derbem Ton gehalten und erzählt die Abenteuer einer Schar auf der Seefahrt nach dem Schreine des heiligen Jakob von Compostella befindlichen Pilger [2]). Von den Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts, die sich in diesem Zweige der Seedichtung Ruhm erwarben, verdienen hervorgehoben zu werden, außer Gay, der Earl of Dorset [3]), dessen „To all you ladies now on land" am Vorabend einer Seeschlacht wider die Holländer unter Opdam an Bord eines Kriegsschiffes verfaßt sein soll. Das Lied ist den edlen Damen zu Whitehall gewidmet und spiegelt den sorglosen, mutigen Sinn des Kavalierdichters wieder. Ferner erwähnen wir Waller, dessen patriotische Seeballaden sich großer Popularität erfreuten [4]).

1) Viele englische Komponisten haben neuerdings das Seemannslied zu ihrer Spezialität gemacht und zwar mit großem Erfolg. Als der Silcher dieser Lieder verdient Stephen Adams hervorgehoben zu werden, der den volkstümlichen Ton aufs beste zu treffen weiß.

2) Siehe Anhang.

3) 1637—170(5)?

4) 1605—1687. Sein „The British Navy" ist ein schwungvolles Lied.

Nur vorübergehend sei hier des echt britischen Nationalliedes „Rule Britannia“ (oder, wie die Zeile vollständig lautet, „Rule Britannia, rule the waves“) gedacht, das im Jahre 1740 von dem berühmten Verfasser der „Jahreszeiten“, James Thomson, als Einlage in der von ihm und seinem Freunde Mallet verfaßten Operette „Alfred“ veröffentlicht wurde. Der Text leidet an dem von allen Nationalliedern, wie es scheint, unzertrennlichen Schwulst; die Melodie von Dr. Arne ist dagegen kräftig und schwungvoll. In demselben Ton des rein patriotischen Seeliedes verfaßte später der Dichter Campbell [1]) sein „Ye Mariners of England“, eine der besten englischen Seeballaden, die es giebt.

Der Dichter aber, der das bloß patriotische Element durch Hinzunahme des pathetischen und humoristischen zu erweitern wußte und damit dem Seemannsliede zu seiner Verbreitung und Volkstümlichkeit verhalf, ja als der eigentliche Stifter desselben angesehen werden kann, ist Charles Dibdin (1745—1814) [2]). Derselbe verband mit einer merkwürdigen Vielseitigkeit (er war Dichter, Komponist und Schauspieler zugleich), eine eingehende Kenntnis des Seelebens und großes musikalisches Talent. Während eines schicksalsreichen Lebens verfaßte er eine große Anzahl Operetten und Lieder, die es schnell zu einer erstaunlichen Popularität brachten. Jetzt sind viele davon vergessen und verdienen es, soweit sie nur bühnenartig zurechtgemacht und durch gewisse stereotype Seemannsrufe wie: „Yo Ho! Heave Ho! Ahoy! Pull away, boys!“ u. s. w. künstlich zu Matrosenliedern gestempelt waren. Andere dagegen sind unmittelbar aus dem Leben auf der See geschöpft und erfreuen sich noch jetzt in ihrer schlichten Derbheit, ihrem herzlichen Mitgefühl mit den Leiden und Freuden des Seemanns, und ihrem treuherzigen Humor großer Beliebtheit. Zu Dibdins besten Liedern gehören wohl die beiden: „Tom Bowling“ und „Jack [3]) at Sea“.

---

1) Thomas Campbell lebte von 1777—1844.

2) John Gay hatte schon zu Anfang des Jahrhunderts zwei bekannte Matrosenballaden geschrieben: „Blackeyed Susan“ und „'Twas when the seas were roaring“.

3) Jack oder Jack Tar ist der populäre Name für den englischen Matrosen, während der Soldat scherzweise Tommy Atkins genannt wird.

Charles Dibdin, der Sohn, ist ebenfalls als Verfasser von Matrosenliedern bekannt. Beide werden jedoch von Thomas Dibdin (1771—1841), dem außerehelichen Sohn des älteren Charles übertroffen. Dieser rühmte sich am Ende seines Lebens, über zweitausend solcher Lieder geschrieben zu haben. Nur etwa ein Dutzend von ihnen werden noch jetzt gesungen und atmen ein edles, männliches Gefühl [1]).

Mit Recht durfte der Vater dieser sangesreichen Familie in seiner Autobiographie von sich sagen: „Meine Lieder sind der Trost der Seeleute auf langen Reisen, in Stürmen und Seegefechten gewesen; sie sind bei Meutereien citiert worden und haben zur Wiederherstellung der Ordnung und Disziplin beigetragen.“ Wahrlich Grund genug, auch diesen unscheinbaren Liedern unsere Anerkennung nicht zu versagen! Auf die Dibdins folgte dann in demselben Stil eine ganze Reihe von unbedeutenderen Seeballadendichtern. Hervorzuheben wäre etwa nur noch der auch als Schauspieldichter bekannte Oxenford.

Während wir in diesen populären Erzeugnissen der Seemuse keine besondere poetische Tiefe erwarten durften, finden wir auf dem weiten Gebiet englischer Seelyrik im allgemeinen eine Wärme des Gefühls und eine bis auf die Neuzeit sich steigernde Pracht der Darstellung, die von dem tiefsten Einfluß der See auf die Seele des Dichters Zeugnis ablegt. Dieser Einfluß hat sich aus geringen Anfängen entwickelt. Es ging darin der englischen Litteratur wie dem Menschenalter. Der Knabe liebt zwar das Meer auch und seine Abenteuer, aber es fehlt ihm die feinere Beobachtung und die Gabe der Darstellung. Dazu bedarf es der Reife des Mannes. So finden wir auch in der Jugendzeit englischer Dichtung nur vereinzelte Andeutungen auf die Wunder des Meeres; immerhin genug, um auch hier noch den Nachweis jenes Zusammenhanges der Natur und des Dichters führen zu können, wenn auch noch lediglich als ein „Feeling for“ (wie Veitsch es nennt) und noch nicht als eine Poetic Interpretation der See in dem Sinne Shairps.

---

1) Hier seien nur als allbekannt und beliebt erwähnt: „The snug little Island“ und „All's well“.

Machen wir mit Chaucer, dem Altvater englischer Dichtung, den Anfang [1]), so finden wir, daß in der bunten Schar der Pilgrime, die sich auf dem Wege nach Canterbury in der alten Herberge zu Southwark zusammenfindet, auch der Schiffer nicht fehlt. Der Dichter zeichnet ihn folgendermaßen:

„Ein Seemann fand sich dort vom fernen Westen,
Soviel ich weiß, kam er von Dartmouth her,
Er ritt so gut er konnte seinen Gaul.
Sein grober Kittel ging ihm bis zum Knie,
Ein Messer hatte er am Lederriemen,
Der ihm vom Halse unterm Arm herabhing.
Gebräunt war er von manchen Sommers Hitze
Und ganz und gar ein biederer Gesell.
Manch Oxhoft Wein hat er mit List geschmuggelt
Herüber von Bordeaux, dieweil im Schlafe
Der Supercargo lag: was galt ihm auch
Ein rein Gewissen? . . .
Doch im Geschick die Fluten zu berechnen,
Die Strömungen und andere Gefahr,
In Kenntnis aller Häfen, Lotsenkunst,
Von Hull bis Afrika besiegt ihn keiner.
Daneben war er kühn und thatenlustig.
Gar mancher Sturm hat seinen Bart zerzaust,
Wohl kannt' er die Natur von allen Häfen,
Von Gothland bis zum Kap von Finisterre,
Und jede Bucht in Spanien und Bretagne.
Die Magdalene war sein Schiff genannt."

Das Zeitalter von Chaucer (1328—1400) bis Shakespeare ist arm an wahrhaft poetischen Erzeugnissen. Erst in Spenser (1552—1599) finden wir einen großen Dichter wieder. Deutlich zeigt sich auch in ihm und seinem allegorischen Prachtgedicht „The Fairy Queen", welche Anziehungskraft die See für ihn besaß. Er wendet sich seinem Gegenstande gemäß mit Vorliebe der romantischen Seite des Meeres zu. Sein Gebiet ist der von Nymphen, Meerweibchen, Delphinen, Seegöttern und Seegöttinnen angefüllte Ozean, mit seinen wunderbaren schwimmenden Inseln, seinen Sandbänken und Stromschnellen und seinen prächtigen

1) Über Caedmon und Cynewulf siehe Anhang.

Zauberhöhlen [1]). Häufig und gern entnimmt er seine Vergleiche von der See, insbesondere der sturmbewegten See, die ihm ja von seinen Reisen nach Irland und seinem Aufenthalte daselbst genügend bekannt sein mußte. So heißt es z. B. im elften Gesang des ersten Buches [2]), wo von dem Brüllen eines zum Tode verwundeten Ungeheuers die Rede ist, in einem im Original auch durch seine schöne Alliteration bemerkenswerten Verse:

„Es brüllte wie das Meer im Sturm es thut,
Wenn Winterwinde Wracks und Schiffbruch bringen;
Die Wellen prallen an den Fels mit Wut,
Als wollten sie vom Sitz die Erde zwingen;
Und gierig gähnt, als wollt' er zu verschlingen
Sein Nachbarelement sich gar erfrechen,
Ein Abgrund; und die Windesbrüder ringen,
Die festen Angeln dieser Welt zu brechen;
Im Kampf sucht jedes Element sich laut zu rächen."

Ganz besonders aber geben ihm die vielen Zweikämpfe, denen sich seine Guyons und Blandamours und wie seine Ritter sonst heißen, unterziehen müssen, Gelegenheit zu solchen ausgearbeiteten Vergleichen mit dem Aufruhr des Meeres. Aus vielen Stellen [3]) heben wir nur die folgenden hervor, weil sie zugleich von Spensers genauer Bekanntschaft mit der irischen See zeugen.

„Als wenn in ir'scher See zwei hohe Wellen,
Durch Gegenströmung mächtig angetrieben,
Zusammenschlagen und dann rückwärts schnellen,
Brüllend vor Wut und rings in Schaum zerstieben,
Der weit die See erfüllt; die dann verschieben
Den ungewissen Strom in andre Wege:
So fiel . . ."

so heißt es im vierten Buche (1,42). Und an einer anderen Stelle desselben Buches (III, 27) kommt der Dichter auf diese Doppelströmung zurück. Die See überwältigt mit ihrer Flut die Wasser, die sich aus der Flußmündung in dieselbe ergießen, treibt sie vor sich her und fällt nachher bei eintretender Ebbe mit großem Geräusch wieder in sich selber zurück:

1) Vgl. „Fairy Queen" II, 12, 19 ff. IV, 2.
2) Vgl. „Fairy Queen" I, 11, 21.
3) Man vgl. IV, 2. 16. IV, 9. 23. V, 2. 50.

„Wie Fluten wohl vom Meere ungebunden,
Mit Feindeskräften fließen Shannon auf,
Im eignen Reich ihn haben überwunden,
Nach rückwärts drängen seinen stillen Lauf:
Und wenn die Flut sich legt, dann rückwärts fließen;
Entströmend die geborgten Wassermengen,
Des Meeres Eigentum ins Meer ergießen
Mit Zinsen und Tribut wie zu des Königs Füßen."

Seines Ritters Gottvertrauen und unerschütterliche Festigkeit vergleicht Spenser mit dem Lotsen, der, selbst wenn Wolken die Sterne am Firmament verdunkeln, doch sein Auge mutig auf den Kompaß und die Karte richtet und sein Schiff sicher durch alle Gefahren in den Hafen lenkt [1]), während die neuerwachende Hoffnung des Ritters durch das Bild eines Schiffbrüchigen veranschaulicht wird, der dem Ertrinken nahe, endlich das rettende Bot erblickt. Auf der anderen Seite gilt ihm als Bild größter Verlassenheit der Lotse, der seinen „Lodestar" (Polarstern) nicht mehr zu sehen imstande ist [2]). Schön ist auch der Vergleich seines Buches mit einem Schiff und der darin auftretenden Personen mit den Passagieren, die der Dichter am Ende eines Kapitels landen muß, um das Takelwerk auszubessern und frischen Proviant einzunehmen [3]). Ja, der Dichter selbst ist einem Schiffe ähnlich, das auf seiner Fahrt infolge widriger Winde hin und her zu kreuzen gezwungen ist, dabei aber das Ziel nie aus dem Auge verliert.

Shakespeare war fünfunddreißig Jahre alt, als Spenser starb. Was dieser auf dem Gebiet der romantischen Lyrik, das sollte jener auf dem Gebiet des Dramas werden. Beide Dichter, so verschieden sie auch im übrigen sind, teilen die Pracht und die Glut des Stils; beide Dichter haben der Ritterlichkeit und der echten Weiblichkeit unvergängliche Denksteine errichtet. Beide Dichter teilen endlich die Liebe zur Natur und zur See. Natürlich wird man von einem Dramatiker wie Shakespeare keine eingehende Beschreibung landschaftlicher Schönheiten erwarten. Dennoch ist Shakespeare reich an flüchtig hingeworfenen, aber vollendeten und

1) II, 7, 1.
2) III, 4, 53 und VI, 1.
3) I, 12, 42.

genialen Skizzen der äußeren Natur, die Ruskins oben angeführte Worte rechtfertigen. So erhellt der Mondschein einer warmen Sommernacht die letzten Scenen des Kaufmanns von Venedig, so wird in Macbeth mit wenigen meisterhaften Strichen angedeutet, daß auch die Natur teilnimmt an der Handlung. Shakespeares Lieblingslandschaft war der Wald; aber auch die See kommt zu ihrem Rechte, und es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß die Meeresküste ihm aus eigener Anschauung bekannt war. Was könnte schöner sein, als seine Beschreibung der Doverschen Klippen in King Lear! Von der Schiffbruchscene im „Sturm" sagt ein Kenner des Seelebens [1]), daß die Matrosenausdrücke und die Befehle des Botsmannes durchaus korrekt sind und von Shakespeares Kenntnis auch in diesem Zweige menschlichen Wissens Zeugnis ablegen. Eine zweite Sturmscene an Bord eines Schiffes wird uns im dritten Akt des „Perikles" vorgeführt. Wenn irgend etwas die mitwirkende Hand Shakespeares in diesem von den meisten für unecht gehaltenen Schauspiel beweist, so ist es eben dieser mit genialer Hand entworfene, durch den Tod der Königin auf dem Schiffe noch um so tragischer erscheinende Auftritt. Das Fahrzeug fliegt vor dem Sturme in der Nähe von Tarsus dahin. König Perikles befindet sich an Bord und ist soeben benachrichtigt worden, daß die Geburt eines Kindleins seiner Mutter das Leben gekostet. Da entspinnt sich das folgende Gespräch:

Erster Matrose. Mut, Mut, Herr! Gott erhalte Sie!
Perikles. An Mut fehlt's nicht. Ich fürchte nicht den Sturm.
Er hat an mir sein Schlimmstes ausgelassen.
Doch um des Kindleins willen, dieses neuen
Und jüngstgebor'nen lieben Seemanns willen
Wollt' ich, es wäre still.
Erster Matrose. Mach los die Bolein'! Wie, du willst nicht, Schuft? Hol dich der Henker!
Zweiter Matrose. Und ob das Meer und seine weißen Wogen den Mond küßten: hab' ich nur Seeraum, frag' ich nichts danach.
Erster Matrose. Herr, die Königin muß über Bord! Die See geht hoch, der Wind brüllt und will sich nicht eher legen, als bis das Schiff von den Toten gesäubert ist.
Perikles. Das ist euer Aberglaube.

1) Lord Mulgrave in Malones „Variorum Shakespeare".

Erster Matrose. Verzeiht uns, Herr. Bei uns Seeleuten wird einmal danach gehandelt. Wir hängen fest am Hergebrachten. Kurzum gebt sie auf, denn sie muß sogleich über Bord.

Perikles. So sei's denn, wie dir's gut scheint.

Dasselbe Stück bietet uns auch in dem ersten Auftritt des zweiten Aktes, wo der schiffbrüchige Perikles den Fischern am Strande begegnet, eine Scene „voll von dem frischen Salzgeruch der See".

Shakespeares Phantasie aber bleibt bei dem Wrack nicht stehen. Er begleitet die Ertrunkenen bis auf den Grund des Meeres und singt [1]) mit einer Pracht der Sprache, die nur ihm zugebote steht, wie aus den Knochen Korallen werden, die blinden Augenhöhlen durch Edelsteine und Perlen ein zweites Scheinlicht erhalten, und gleichsam im Hohn auf die unermeßlichen Reichtümer dort unten, auf die Goldbarren, Juwelen und mächtigen Anker, hinaussehen [2]). Denn alles Vergängliche unterzieht sich auf dem Meeresboden einer „Seewandelung" (sea-change) in etwas Reiches und Wunderbares.

Neben dem Geheimnisvollen der See, ist es besonders die unbändige Kraft derselben und ihre schonungslose Wildheit, die Shakespeare malt. Die Wut und der Kampf der Winde und des Wassers giebt ihm, wie Spenser, Gelegenheit zu einer Vergleichung mit dem Kampfe zweier Armeeen, der ohne entscheidenden Ausgang lange hin- und herschwankt [3]). Das Eigenschaftswort, mit dem er die Wellen zu charakterisieren liebt, ist „ruffian" [4]), welches von Schlegel nur unzulänglich mit „rumoren" übersetzt wird. Die Stimme des Meeres ist ihm ein rauhes Brüllen (deep-mouthed). Auch das Vermischen der Elemente im Sturm, von dem Ruskin sprach, bei dem man nicht weiß, wo das Wasser aufhört und die Wolken anfangen, ist von Shakespeare getreulich beobachtet. Sein Auge blickt aber noch weiter und tiefer. Ihm ist die See zugleich ein nationaler Schutzwall oder wie der Dichter

1) Vgl. Ariel im „Sturm".
2) Vgl. Richard III, 3, 1.
3) Siehe den dritten Teil „Heinrichs IV.", Akt II, Scene 5.
4) „Othello" II, 1. „Henry IV.", Teil 2.

sich in genialem Bilde ausdrückt: „the natural bravery“ [1]); und endlich, anstatt eines bloßen Bildes menschlichen Kampfes das Sinnbild der Ewigkeit und der unveränderlichen Notwendigkeit. So finden sich die drei Stufen der Naturbetrachtung: bloße Beschreibung, äußere Vergleichung und innerliche Auslegung schon bei Shakespeare wieder.

Von Shakespeares Zeitgenossen verdient Sir John Davies hervorgehoben zu werden, der in seinem längeren Gedicht „The Orchestra“ [2]), in dem er die Vorzüge des Tanzes schildert, den Einfluß des Mondes auf die regelmäßig, gleichsam im Takte eines Reigens wiederkehrende Ebbe und Flut in schönem Bilde zum erstenmale poetisch behandelt, wobei ihm das Meer die Rolle des Liebhabers, die Erde die der Geliebten übernehmen muß.

Über die Zeit nach Shakespeare bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts können wir schnell hinweggehen. Die englische Litteratur hatte sich von der Natur und der Natürlichkeit abgewandt, und die politische Satire so wenig wie das höfische Gelegenheitsgedicht waren der Boden, auf dem eine poetische Naturbetrachtung gedeihen konnte. Auch in Miltons großem religiösen Epos findet sich wenig hierher Gehöriges, es sei denn, daß man den großartigen Schöpfungsbericht und die Rolle, die der Ozean darin spielt, hierher zöge [3]). Vergessen dürfen wir indessen nicht die berühmte Stelle, wo die unermeßliche, furchtbare, auf dem feurigen See ausgestreckte Gestalt Satans unter dem Bilde des Leviathan, des Seeungeheuers, geschildert wird, das auf dem schäumenden norwegischen Meere schlummert und von Schiffbrüchigen für eine schwimmende Insel gehalten wird [4]). Bemerkenswert bleibt es ebenfalls, daß zu einer Zeit, da der Dichter noch nicht völlig auf die Heiterkeit und die bunte Mannigfaltigkeit der äußeren Natur verzichtet, in seinen feenhaften Jugendgedichten „Comus“, „L'Allegro“ „Il Penseroso“, auch der See in manchem schönen Vergleich gedenkt. So wird in Comus, wo Sabrina,

1) „Cymbeline“ III, 1.

2) Dieses Gedicht über den Tanz wurde im Jahre 1596 veröffentlicht.

3) Für „den unermeßlichen Abgrund“ vor der Schöpfung findet Milton nur ein Bild, das der dunkeln, aufrührerischen See. VII, 210 ff.

4) „Paradise Lost“ I, 200 ff.

die Flußgöttin, den sie rufenden Brüdern erscheint, das Reich Neptuns mit mythologischer Pracht geschildert [1]). So im „Penseroso“, wo unter einer Fülle lieblicher Landschaftsgemälde auch das folgende stimmungsreiche Bild sich findet [2]):

„Oft liebt' ich's, von erhöhtem Grund zu lauschen
Der Vesperglocke fernem, stillen Klang,
Wie er von weit bespülter Küste zu mir drang,
Wo pendelgleich und dumpf die Fluten rauschen.“

In der Tragödie „Samson Agonistes“ endlich vergleicht Dalila Samsons, ihres Gatten, Zorn mit dem Zorn der See und fügt hinzu:

„Doch mit der See sind Winde
Am End' versöhnt, die Küste mit dem Meer:
Dein Zorn ist unauslöschlich, wütet noch,
Ein ew'ger Sturm, den niemand je beruhigt [3]).“

Bei ihrem Erscheinen wurde sie in etwas spöttischer Weise von Samson mit einem bewimpelten, stattlichen, dahersegelnden Schiff verglichen, wobei Milton unverkennbar an seine unglücklichen Erfahrungen mit der Kavalierstochter, seiner ersten Frau, gedacht haben mag [4]).

So hebt der Dichter, dem vor allem in seinen Dichtungen das Prädikat „majestätisch“ und in seinen Prosaschriften das Wort „kampfbereit“ gebührt, auch das Unermeßliche, Majestätische, Zornerfüllte des Meeres besonders hervor.

Dryden und Pope sind vielleicht diejenigen englischen Dichter, die von der Natur am wenigsten lernten [5]). Zu der großen, auf der Straße, am Hofe, in der Debatte und auf dem Markte gewonnenen Kenntnis der menschlichen Natur (namentlich in ihren Schwächen), gesellte sich bei ihnen keine gleich große Kenntnis der Natur. Berg, Wald, See redeten zu ihnen vergebens, und

1) „Comus“, Vers 860 u. f.
2) „Il Penseroso“ 73—76.
3) Samson 961 u. f.
4) Samson 710 u. f.
5) Siehe jedoch Drydens treffliche Beschreibung einer Seeschlacht in der Einleitung zu „Annus mirabilis“.



selbst ihre Gärten mußten zopfgerecht zugeschnitten werden [1]. Anders wurde es mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Das Verdienst, der englischen Dichtung zu einer Rückkehr zur Natur den Weg gebahnt zu haben, gebührt zwei schottischen Dichtern: James Thomson und Allan Ramsay, von denen der erstere, wie wir gesehen haben, zugleich als der Verfasser des „Rule Britannia“ bekannt ist.

Diese Rückkehr zur Natur war aber zunächst nur eine Rückkehr zur Natur in ihrem idyllischen Kleide. Thomson sowohl wie Gray und Cowper ließen es sich an dieser lieblichen, das Gemüt befriedigenden Seite derselben genügen. Das Element, das ihrem Charakter fehlt, und das wir später in so hohem Grade bei Byron wiederfinden, ist die Leidenschaft. Demgemäß ist auch ihre Auffassung des Meeres eine zahme. Denn ohne Leidenschaft kann kein Mensch dem maßlosen, gewaltigen Meere gerecht werden. Wir werden den genannten Dichtern großes Talent, Wärme des Gefühls, Reiz der Darstellung, ja philosophische Tiefe nicht versagen können: aber kein ungefesseltes Genie. Sie waren durch gewisse enge Regeln gebundene, sanfte, gemütvolle Männer, denen die sanfte, gemütvolle englische Landschaft ihrer nächsten Umgebung genügte. Die Majestät der See aber in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit, von der Majestät ihrer Wut, die in rebellischer Urkraft den Himmel stürmen will; von der Majestät ihrer unerforschten Tiefe, wo ewiger Schlummer und „purpurne“ Finsternis die Wracks von tausend Jahren einschließt, bis zu der Majestät ihrer ruhigen Ausdehnung, die sich, eine zweite Sonnenglut wiederspiegelnd, mit dem Horizont zu vereinen scheint: diese Majestät blieb ihnen verschlossen.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß die genannten Dichter dem Einfluß des Meeres gänzlich verschlossen blieben. Derselbe ist vielmehr innerhalb eines beschränkten Rahmens namentlich bei Cowper unverkennbar.

So heißt es z. B. [2] an einer Stelle im ersten Buche seines großen Gedichtes:

1) Popes Garten war wegen seiner Grotten, verschnittenen Hecken &c. berühmt.

2) Siehe „The Task“ 519 u. f.

„Dann freuet uns der Wald, der wilde Fels,
Der tief in hohlem Spalt die Möve birgt,
Dem Menschen unerreichbar; grau sein Haupt,
Sichtbar auf Meilen hin, grüßt froh der Schiffer
Zur Heimat segelnd und in Hoffnung schon
Daheim mit lautem Ruf. Des Felsen Mitte
Umschließt ein Gürtel halb verdorrter Pflanzen,
Und ihm zu Füßen stirbt besiegt die Welle."

Daran schließt sich das rührende Bild der wahnsinnigen Kate, die vergebens auf die Rückkehr des von ihr geliebten Schiffers wartet und tagelang sehnsüchtig am Ufer umherwandert. Am liebsten vergleicht Cowper in seiner schwermütigen Weise das menschliche Leben mit dem Meer. Der Mensch ist ein Spiel der Wogen des Irrtums:

„Schiffbrüchig halb und mit verlor'nem Kompaß
Sieht er in weit'ster Ferne trägen Nebel,
Hält ihn für festes Land und spannt die Segel,
Und strengt mit Stöhnen jede Muskel an,
Fährt graden Laufs drauf hin, erreicht's und stirbt [1])."

Wie die Wasser der Tiefe scheinbar ruhig schlafen, aber gar bald von den Winterstürmen aufgeregt werden, so die Leidenschaften im Kinde [2]).

An einer anderen Stelle, wo vom Schlaf die Rede ist, weist der Dichter in einer an Shakespeares berühmte Anrufung des Schlafes in „Henry IV.", II, Akt 3 erinnernden Stelle auf den Matrosen hin, der, den ganzen Tag auf dem Mastkorbe, endlich abends mit „Seemannseile" heruntersteigt und bald in der Hängematte des Sturmes vergißt [3]).

Die Macht Gottes über die Wasser ist bei Cowper ebenfalls ein beliebtes Thema. Es ist:

„He that rides the whirlwind, checks the rein
Then all the world of waters sleeps again [4])."

Mit Cowper in vieler Beziehung verwandt sind die Dichter

1) Vgl. das Gedicht „Truth", Vers 1—6.
2) Vgl. das Gedicht „Hope", Vers 179 f.
3) Vgl. das Gedicht „Retirement", Vers 430 f.
4) Vgl. „Retirement", Vers 525 u. f.

Young [1]), der bekannte Verfasser der „Night-Thoughts“, und Crabbe [2]). Sie teilen alle drei religiöse Innigkeit und tiefe Schwermut, nur sind die Schatten bei Young noch düsterer, und wir vermissen bei ihm wie bei Crabbe die freundlichen Lichtblicke kindlich-naiven Humors, die uns so oft bei Cowper erfreuen. Sie teilen ferner die Vorliebe für die See und von der See hergenommene Bilder. Besonders war Crabbe ein leidenschaftlicher Freund der See. Sein Sohn und Biograph erzählt von ihm, daß er oft, wenn er längere Zeit das Meer nicht gesehen hatte, sein Pferd bestieg und sechzig Meilen weit ritt, um die frische Luft desselben einzuatmen und träumend auf die Wellen hinauszusehen. Seine Seeschilderungen sind frisch und bis ins kleinste getreu; keine Muschel, kein Steinchen, weder Seesterne noch Medusen entgingen seinem poetischen Auge. Young hat neben vielem, das uns gekünstelt vorkommt, doch auch Stellen hoher poetischer Kraft, insbesondere da, wo er von seinem Lieblingsthema, der Vergänglichkeit des menschlichen Lebens redet. In einer der schönsten Stellen in seinen „Night-Thoughts“ vergleicht er unsere irdische Pilgerfahrt mit einer Seereise, und zwar erreicht seiner düsteren Weltanschauung gemäß das Schiff den ersehnten Hafen nicht.

Gleich mächtig neben Thomson wirkten die Gesänge Ossians, um die neu erwachte Begeisterung für die Natur frisch zu erhalten; nicht nur für die majestätische Bergnatur, sondern auch für die klippen- und inselreiche, vom Atlantischen Meer bespülte Seeküste Schottlands. Ossians Name wird auf immer mit dem stürmischen Brüllen der Flut, wie mit den nebelbedeckten Alpenriesen der Hochlande verbunden bleiben. „Mein Leben sank dahin“, singt er von sich, „und die Jahre rufen mir zu: warum singst du, Ossian? Rollt dahin, ihr dunklen Jahre, ihr bringt mir keine Freude mehr! Das Grab öffnet sich, denn Ossians Kräfte sind geschwunden. Die Söhne des Liedes gingen zur Ruhe. Meine Stimme überlebt sie wie ein Windstoß, der einsam wider die seeumgürteten Felsen heult, nachdem die Stürme sich

1) Edward Young (1681—1765).

2) George Crabbe (1754—1832).

gelegt. Dort pfeift das dunkle Moos und der Schiffer aus der Ferne sieht die schwankenden Bäume."

Ehe wir von dem achtzehnten Jahrhundert Abschied nehmen und in unserer Betrachtung zu der für unseren Zweck ausgiebigsten Litteraturperiode unmittelbar vor und während der Regierung der Königin Viktoria übergehen, müssen wir noch zweier Dichter gedenken, die der See viele ihrer Schöpfungen verdanken: Campbells und Falconers. Der erstere wurde bereits als Verfasser des patriotischen „Ye mariners of England" erwähnt [1]), ist aber zugleich der Dichter mancher tiefempfundener Zeilen an den Ozean.

Im Gegensatz zu seinen Land- und Seeschlachten beschreibenden Liedern, die hauptsächlich zu seiner Berühmtheit beitrugen und die fast in allen englischen Anthologieen zu finden sind, war es hauptsächlich die freundliche, sanfte Seite der See, die ihn anzog. Der Wolkenhimmel ist ihm die Geliebte des Meeres, der es seine Stimmungen entnimmt, deren Farben es an seiner Brust trägt, weiß am Morgen, blau am Mittag, goldgelb am Abend, und der es „mit krausem Lächeln, sinnlichem Seufzen und süßem Geflüster" schmeichelt. Oder er besingt die grenzenlose, stille Fläche, in der sich das Sternenheer bespiegelt. An einer anderen Stelle spricht er von der Unvergänglichkeit des Meeres, das selbst dem alles besiegenden Tode trotzt und dessen Pulsschlag — Ebbe und Flut — nicht aufhören werde.

„Der Allbezwinger Tod soll nicht gebieten
Dem Puls, der mächtig ihm im Busen schlägt,
Noch seinem Lied verbieten zu erschallen
Im Donnereinklang mit dem Chor der Winde."

Anders Falconer [2]). Selbst von Jugend auf ein Seemann verbindet er die genaueste technische Kentnis mit poetischer Begabung und treuer Beobachtung. Er wird allen Stimmungen der See gerecht; doch beeinträchtigen die nautischen Spezialausdrücke oft die Wirkung seiner Verse. Sein Gedicht „The

1) Siehe S. 127.

2) William Falconer wurde 1732 geboren und starb 1769. Außer seinem Hauptgedicht verfaßte er noch Satiren und ein Seewörterbuch.

Shipwreck" ist die erste längere poetische Behandlung dieses Gegenstandes in der englischen Litteratur, und zwar redet Falconer aus eigener Anschauung. In seinem achtzehnten Jahre war er Untersteuermann auf der „Britannia", die auf der Reise nach der Levante beim Kap Kolonna unterging. Die Schilderung dieser unglücklichen Fahrt nun verflocht der Dichter mit einer Liebesepisode am Bord zwischen Palemon und der Tochter des Kapitäns, und so entstand ein Gedicht, dessen gelegentliche Verstöße wider den guten Geschmack durch die Lebenswahrheit und Wärme desselben weit aufgewogen werden. Unter seiner Hand wird das Schiff zum lebenden Wesen, und kein Dichter nach ihm mit Ausnahme Byrons hat wie er mit gleichsam eifersüchtiger Liebe und reichen Bildern unsere Sympathie für dasselbe zu wecken gewußt. Er zuerst gebraucht das Bild für das Schiff, das später durch Byron so berühmt wurde [1]): „she marches on the sea" oder wie die ganze Stelle lautet:

„Langsam und stattlich vor dem Winde her
In stiller Pracht beschreitet es das Meer."

Er zuerst gebraucht die schönen Bilder einer „geschmückten Braut" und eines „Schwanes" für denselben Gegenstand.

Unser Interesse an dem Gedichte wird noch erhöht durch die traurige Thatsache, daß der Sänger dieses ersten Schiffbruches in einem zweiten sein Leben einbüßen sollte. Von der Fregatte „Aurora" und von dem noch jungen und lebensfrohen Zahlmeister Falconer, der sich im Oktober 1769 auf ihr einschiffte, hat man nie wieder etwas vernommen. Auf der Fahrt nach Indien soll das Schiff im Kanal von Mozambik untergegangen sein [2]).

---

1) In Byrons „Corsair": She seems to walk the waves a thing of life. Vor Byron schon Bowles (gest. 1850) in ähnlich schönem Vergleich mit dem Schwan.

2) Vgl. auch Coleridges anerkennende Erwähnung des obigen Gedichtes in seinen „Lines to a Lady, with Falconer's Shipwreck". Neben Falconer verdienen hier noch erwähnt zu werden: John Leyden, auf den Scott in seinem „Lord of the Isles" (IV, 11) anspielt; James Grahame mit seinem „Thanksgiving off Cape Trafalgar"; W. S. Landor mit seinen klassischen Versen; vor allem aber James Montgomery (1771—1854), dessen beide große Gedichte „Greenland" uad „Pelican Island" von vortrefflichen

An Falconer schließt sich am besten John Wilson an, der ebenfalls das Thema des Schiffbruches in seinem Gedicht „The Isle of Palms" behandelt und zugleich den Übergang bildet zur sogenannten Seeschule. Wilson zeigt auch an vielen anderen Stellen seine Liebe zur See und teilt eines der charakteristischen Eigentümlichkeiten jener Schule: die Vorliebe für das Geisterhafte. Besonders deutlich tritt dies hervor in seinen „Lines written in a lonely Burying Ground in the Highlands", worin der Dichter schildert, wie er auf einem mit den Gräbern gestrandeter Seeleute angefüllten, einsamen Kirchhofe der Hochlande im Geiste das untergehende Schiff mit der gespenstischen Mannschaft erblickte, den Tod in dem Gemurmel der Wellen hörte, ja ihn mit der knochigen Hand auf die Geister am Strande hindeuten sah. Dann taucht derselbe in den Wellen unter, bis er in einer mondlosen Nacht das Schiff von der „Höhe der Wogenberge ins Verderben hinunterschmettert".

„Down, down a thousand fathoms deep."

Das anerkannte Hauptwerk dieser Art hat aber der zu derselben Schule gehörige, mystisch angelegte Samuel Taylor Coleridge [1]) in seinem „Ancient Mariner" geliefert. In dem den alten Balladen nachgeahmten Tone des Gedichtes, in dem Versmaß, in der Alliteration und vor allem in dem alles erfüllenden Hauch des Geheimnisvollen, sowie in der rasch fortschreitenden Erzählung zeigt sich die Hand des Meisters. Die furchtbare Erscheinung des Geisterschiffes, die qualvollen Leiden des Durstes, das Erstickende der Luft in tropischen Zonen, die phosphoreszierenden Lichterscheinungen, der kupferfarbige Himmel, die wie Öl daliegende Wasserfläche, auf der nie vorher gesehene Ausgeburten der Tiefe, Wasserschlangen und -spinnen herumschwimmen, endlich die Rückkehr und Buße des dem Wahnsinne entgangenen Schiffers und am Schluß die versöhnende Gestalt des Einsiedlers: alles dies hat Coleridge wie keiner vor oder nach ihm geschildert. — In andern Liedern verweilte der Dichter gern bei der friedlichen Stimmung der

---

Schilderungen arktischer und tropischer Seenatur überfließen, und Joanna Baillie (1762—1852) mit ihrem Epos „The Beacon".

1) 1772—1834.

See und gab sich in seinen Träumereien ihrem beruhigenden Einfluß hin. In seinem „Hymnus an die Erde“ sagt er in einem der Form und dem Inhalt nach homerischen Hexameter:

„Laughed on their shores the hoarse seas; the yearning ocean swelled upward“.

Das ferne Murmeln der See erfreute ihn; von einer tieferen Auffassung des Meeres aber findet sich bei dem in seinen poetischen Schöpfungen vorwiegend philosophierenden oder krankhaft phantasierenden Dichter wenig.

Sein Freund Wordsworth dagegen, der, was man auch wider dessen oft unkünstlerische Form, seine gelegentlichen Trivialitäten im Ausdruck und sein fortwährendes Moralisieren sagen mag, doch an Tiefe der Natur- und Lebensanschauung alle zeitgenössischen Dichter weit übertrifft, Wordsworth verdankt dem Meere viele seiner schönsten Gedanken und manche hohe Anregung. Die Anziehungskraft, welche die See auf alle Menschen ausübt, erklärt er symbolisch aus der Durchsichtigkeit und unbefleckten Reinheit derselben, die wie alles Krystallhelle die menschliche Natur wohlthätig beeinflusse. In seinem Gedichte „By the Sea-Side“ schildert er die Stille des Meeres nach Sonnenuntergang und beklagt, daß nicht ein frommes, mit der Stimmung der weiten Wasserfläche und der ernsten Berge harmonisierendes Vesperlied, wie es an der Küste Kalabriens gehört werde, oder einer jener gemessenen Choräle Luthers, wie er etwa an „Norwegens busenreicher Küste“ aus einem Bote ertönte, auch hier der Stille Worte gebe.

„Schön ist der Abend, ruhig auch und hehr,
Die heil'ge Zeit ist still wie eine Nonne,
Anbetend atemlos: die goldne Sonne
Sinkt mählich nieder, friedlich breit und schwer;
Des Himmels Freundlichkeit liegt auf dem Meer;
Horch, horch! das mächt'ge Wesen ist erwacht
Und donnergleich sein dumpf' Geräusch es macht
In der Bewegung ew'ger Wiederkehr.“

Es ist diese friedliche, zu frommen Gedanken anregende Seite der See, welche Wordsworth hauptsächlich betont, wie denn seine ganze Naturphilosophie einen stark optimistischen Charakter trägt. Das Furchtbar-Großartige, das Titanische, der Widerspruch und

der Krieg in der Natur blieben ihm mehr oder weniger fremd. Erst spät im Leben, als dieselben Naturkräfte in einem Sturme das Schiff, das seinen Lieblingsbruder an Bord hatte, als Wrack gegen die englische Küste trieben [1]), nahm er, wenn auch nur vorübergehend, von dieser grausamen Seite des Meeres Kenntnis und legte seine Erfahrung in den „Elegiac Stanzas on a Picture of Peel Castle“ nieder. In früheren Zeiten, heißt es dort:

„Ich dachte oft, daß jene mächt'ge Tiefe
Die sanft'ste sei von allen sanften Wesen“;

jetzt aber, fährt der Dichter fort:

„Nicht einen Augenblick kann jetzt ich schauen
Das sanfte See und denken, was ich dachte.“

Aber selbst hier findet sich nichts von Leidenschaft. Wordsworths Gefühle werden stets von seinem Verstande kontrolliert. Alles ist höchst vernünftig, nüchtern und zeitweilig tief; dabei aber beschränkt, eintönig und grau in grau, wie poetische Predigten.

Von Southey, der gleichfalls der Seeschule angehörte, ist an dieser Stelle nur die Ballade „The Inchcape Rock“ zu erwähnen. Der Dichter bewegte sich zu ausschließlich unter seinen Büchern. Trotz seiner hundertundneun Bände jedoch, womit er die englische Litteratur beschenkte, ist er nicht nur jetzt einer der bestvergessenen Schriftsteller Englands, sondern zeigt sich auch von dem frischen Odem der Natur am wenigsten beeinflußt. In dem Balladenton, sowie in der Schilderung des Über- und Unnatürlichen dagegen brachte er es zu großer Meisterschaft, und das angeführte Gedicht macht davon keine Ausnahme.

Der Inchcape Rock ist ein Felsen an der Ostküste Schottlands, gegenüber dem Städtchen Arbroath (im Gedichte Aberbrothok genannt). Auf diesem Felsen nun hatte der fromme Abt des Ortes eine Glockenboje anbringen lassen, die vom Sturme und von den Wellen hin- und hergeschwungen, den Schiffer vor der verborgenen Gefahr warnte. Ein Seeräuber nun, so geht die Sage, trennte die Boje vom Felsen los, um dem Abt einen Streich spielen und die Schiffbrüchigen plündern zu können.

1) Vgl. Shairp, Poetic Interpretation of Nature, S. 257. 258.

Schließlich wird er aber selbst während einer dunkeln Nacht mit seinem Schiffe auf das Riff geschleudert und muß elendiglich und ungewarnt zugrunde gehen.

Fast ganz unabhängig von der Seeschule und in vielen Beziehungen im schärfsten Gegensatz zu derselben, steht Byron wie eine mächtige Statue am Portal des neunzehnten Jahrhunderts; und ihm haben wir zunächst unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dabei dürfen wir von einer Kritik seines Lebens, von seiner allgemeinen Stellung in der englischen Litteratur, von seinen religiösen, politischen und sozialen Anschauungen, kurzum von allen den Fragen, die bis in die neueste Zeit die englische gebildete Welt in zwei feindliche Lager getrennt haben, und deren unparteiische Lösung so oft durch persönliche, heftig geltend gemachte Idiosyncrasieen der betreffenden Kritiker nahezu unmöglich gemacht wird, glücklicherweise gänzlich absehen. Hier, wo wir es mit dem Einflusse des Meeres auf den Dichter zu thun haben, werden sich beide Parteien, die engherzigste wie die weitherzigste, in völliger Übereinstimmung die Hände reichen.

Das einzige Bindeglied zwischen Byron und der Schule Wordsworths war jene Liebe zur Natur, die sich bei ihm besonders in der Liebe zur Alpennatur und zum Ozean kundgab. Byron ist der Sänger und Prophet des Meeres, ein Vorläufer und Meister derjenigen, die in der neuesten englischen Dichtkunst dem „ewig unverwüstlichen“ Element ihre Lieder widmeten. Lebensweise, Erziehung und Naturanlage haben zu diesem Resultat beigetragen. Das Ungebundene, Tyrannische, Titanische in seinem Wesen war zur Hälfte angeerbt, zur Hälfte anerzogen. Sein Großvater war jener unter dem Namen „Foul-Weather Jack“ bekannte tapfere Admiral John Byron; sein Onkel, der „Wicked“ Lord Byron, tötete seinen Vetter und Nachbar und den Vater der Jugendliebe des Dichters, Mary Chaworth, und lebte als Menschenfeind abgeschieden wie Timon von Athen, in Newstead Abbey; sein Vater war ein bezaubernd liebenswürdiger, schöner, aber grundsatzloser Mann, dessen Leben im Spiel, in Duellen und Entführungen aufging; seine Mutter starb in einem Zornesausbruch über eine allzu große Tapeziererrechnung. Nimmt man noch eine elende Erziehung hinzu, so darf man sich in der That

nicht wundern, daß der Dichter mit einem gefährlichen Erbteil in die Mannesjahre eintrat.

Seine Reisen nach der Schweiz, Italien und Griechenland gaben diesem Hange zum Titanischen, Ungebundenen und Maßlosen neue Nahrung. Sie dienten aber auch dazu, seine schon von Jugend auf gehegte Liebe zum Meere zu stärken. Mit immer neuem Entzücken betrachtete er die See. Sie wurde seine Liebe, die einzige neben der Liebe zur Freiheit, der er bis an sein Lebensende unverrückt treu blieb. Mit dem Auge des Geliebten wacht er über alle ihre Stimmungen, widmet ihr seine schönsten Lieder, fügt sich in alle ihre Launen, wird eins mit ihr in all' seinen Gedanken. „Ich bin ein Kind der See", sagt er an einer Stelle [1]); oder er vergleicht sich mit dem kühnen Reiter, der auf den Wellenrossen dahinsaust. Das Schwimmen war ihm von Jugend auf nicht eine bloß angenehme körperliche Übung, sondern eine tiefe, seelische Erregung, die nicht, wie so oft ein bloßes Gefühl, in leerer Sentimentalität endigte. Dieser höchsten Lust hat er in den folgenden unvergleichlichen Worten Ausdruck gegeben:

> „Wie oft hab' ich geteilt
> Mit stärk'rem Arm und mutigerer Brust
> Die Woge von des Schwimmers Stoß zerklüftet,
> Schleudernd die Wellen fort vom Haar, das triefte,
> Die frechen Fluten lachend von den Lippen,
> Die wie ein Weinglas sie geküßt; mich hebend
> Hoch in der Wellen Schwall, nur um so stolzer,
> Je höher sie mich trugen; öfters auch
> Im Übermut des Sinnes taucht' ich unter
> In grüne, spiegelklare Tiefen, unbemerkt
> Zu Muscheln mir den Weg und Seegras bahnend,
> Bis die am Strand sich fürchteten, und dann
> Schoß ich herauf mit Beute reich beladen,
> Die von der Tiefe zeugte. Weit aushebend
> Und im Triumphe atmete ich tief
> Nach lang verhalt'nem Odem; teilte dann
> Den Schaum, der um mich zischte, und verfolgte
> Der Möve gleich den Pfad: ich war ein Knabe
> Zu jener Zeit [2])."

1) In „Childe Harold".

2) „The two Foscari", Akt I, 1.



Auch in der bekannten Anrufung des Ozeans, am Ende seines Gedichtes „Childe Harold", redet der Dichter mit aller Glut der Begeisterung von seiner frühen Meeresfreundschaft. Vor allem ist es das Majestätische des Meeres, das ihn anzieht; das Unveränderliche und von der Menschenhand Unberührte. Hier endet Menschenmacht, Menschenwut und die Zerstörung. Die stolzen Flotten lassen keine Spur zurück, die Geschütze, die selbst auf Felsen gegründete Städte und Wälle der Erde gleich machen, verrauchen hier ohne Resultat. Hier endet der ewige Wechsel, von Blüte zum Verfall, von Tyrannei zur Freiheit, dem die angrenzenden Länder unterworfen sind: die Zeit malt keine Runzeln auf die Stirn der See. Es ist Gott der Allmächtige, den sie wiederspiegelt; sie ist ein Bild der Ewigkeit, der Thron des Unsichtbaren, ewig, grundlos, endlos und „allein" [1]), und „ihre Stimme offenbart ein Wunder und ein Geheimnis". So weiß Byron auch gar wohl die tiefsten Töne anzuschlagen, und wie er selbst durch seinen Umgang mit dem Meere die edlere Natur in sich gestärkt fühlte [2]), so verglich er mit der Dankbarkeit eines Sohnes alles, was sein Geist als das Edelste, Reinste, Höchste empfand, mit ihr. Wo er von seiner Geliebten redet und von dem Reiz ihrer Stimme spricht, welch' größeres Lob konnte er ihr spenden, als davon zu singen, wie sie durch ihren Zauber die Wogen stillt, so daß sich die Brust des Ozeans nun leicht hebt

„As an infant's asleep [3])"!

Sein eigenes, kurzes und doch so ereignisreiches Leben, was konnte es besser ausdrücken, als der Sprühregen des Meeres oder die wilde Brandung an felsiger Küste [4])? Man lasse nur einmal aus Byrons Gedichten und Leben das Meer fort, z. B. aus seinem „Don Juan" [5]) die Beschreibung der Cycladen, des Schiffbruchs [6]) und der Inselküste, gar nicht einmal zu reden von den

1) Childe Harold, Apostrophe to the Ocean.

2) Ebendaselbst.

3) „Stanzas for Music".

4) „Epistle to Augusta".

5) „Don Juan", Canto II und III.

6) Eine Vergleichung von Byrons „Schiffbruch" mit dem Falconers fällt, trotz größerer technischer Akkuratesse des letzteren, sehr zum Nachteil

zahllosen kürzeren Bezügen, Vergleichen und Anspielungen, und man wird sofort wahrnehmen, wie seine ganze dichterische Eigentümlichkeit, ja seine menschliche Existenz unzertrennlich mit der See verbunden war. Das beweist ferner sein größeres Gedicht „The Island“, in welchem nach geschichtlichen und geographischen Quellen das Schicksal einiger Matrosen, die nach einer Meuterei ihr Schiff verlassen hatten, auf einer einsamen Insel der Südsee mit aller Pracht tropischer Farben geschildert wird. Von Torquil, dem Helden der Erzählung, heißt es in Worten, die sich, wie die oben angeführten des jüngeren Foscari, auf den Dichter beziehen:

„An Körper und an Geist des Sturmes Kind,
Sein erster Blick fiel auf den Ozean,
Ihn sah er dann als seine Heimat an,
Den Riesenfreund, der seine Sorgen heilte,
Die Einsamkeit verträumt auf Felsen teilte:
Der einz'ge Mentor seiner Jugend. . . . [1])“

Aus der langen Reihe dichterischer Bilder seien nur die folgenden hervorgehoben: der Kompaß heißt „der zitternde Vasall des Pols“ [2]); das Murmeln der friedlichen See am Abend wird mit dem Murmeln der Seemuscheln verglichen, die gleichsam wie Kinder der See mit ihrer schwachen Stimme vergebens nach der Brust ihrer Amme rufen [3]), und die Hoffnung mit einem weißen, fernen Segel auf dunklem Meer [4]). Kurz überall zeigt sich die Liebe des Dichters zu einem Gegenstand, der seinen persönlichen Neigungen so sehr zusagen mußte. In der That ist das ganze Gedicht abgerundet und vollendet und freier von den Fehlern der Übertreibung, bitterer Satire und der Sinnlichkeit, die so oft den reinen Genuß an Byrons Dichtungen schmälern. Ein Versuch ist sogar gemacht worden, in Ben Bunting eine humoristische Matrosengestalt zu zeichnen, und so eine durchaus neue Abwechselung in der Zeichnung der Charaktere zu bewirken, die in den übrigen

---

Falconers aus. Es ist die Behandlung desselben Gegenstandes durch ein Genie und ein Talent, einen Maler und einen Photographen.

1) „The Island“, Canto II, 8.
2) „The Island“, Canto I, 5.
3) „The Island“, Canto II, 17.
4) „The Island“, Canto IV, 1.

Schöpfungen, wie mit Recht gerügt worden ist, zu sehr des Dichters eigene Züge zu tragen pflegen.

Byron wird stets einer der Dichterkönige Englands bleiben; denn was man auch von seinem Mangel an Pietät und „Selbstzucht", seiner Sinnlichkeit und Zerfahrenheit, und wie der ganze Katalog von Sünden heißt, den ihm die respektable Welt mit mehr richterlicher Strenge als humaner Barmherzigkeit vorgeworfen hat, sagen mag: es bleibt noch genug übrig und mehr als genug, um des Dichters Ruhm für alle Zeiten zu sichern; vor allem seine tiefen und glänzenden Schilderungen der Natur, wie sie namentlich in Bergen und im Meere zur menschlichen Seele redet.

Verwandt mit Byron in seinem feindlichen Gegensatz wider die Ordnungen der menschlichen Gesellschaft und in dem auf denselben zurückzuführenden innigen Verkehr mit der Natur, ist Percy Bysshe Shelley. Wie das Schwimmen Byrons, so war das Segeln im leichten Boot Shelleys Leidenschaft; eine Leidenschaft, die er, wie bekannt, im jugendlichen Alter von dreißig Jahren in so tragischer Weise mit dem Leben bezahlen mußte. Seine Naturbeschreibungen sind von zarterem und kunstvollerem Gewebe als die Byrons. Der Ton der Verzweiflung und Übersättigung ist nicht so vorwiegend; das Titanische ist mit dem Zarten, Lieblichen und Überirdischen gemischt. So wird dem Ton der Wellen in homerischer Weise ein „aërial merriment" zugeschrieben, und die tieftraurigen „Zeilen, in den Euganischen Bergen geschrieben", beginnen mit den Worten:

„Manch grünes Eiland muß, ja muß sich finden
In unsres Elends tiefem, weitem Meer!"

Die See in friedlicher Ruhe, besäet mit grünen Inseln, vergoldet von der Abendsonne, ist des Dichters Lieblingsthema; daneben tritt seine Neigung zur Personifikation deutlich auch in der Behandlung des Meeres hervor. Die Wellen sind ihm ein müder Arbeiter, der nach vollbrachtem Tagewerk ans Ufer springt; die See schläft in traumlosem Schlummer wie ein gewiegtes Kind; die Welle läuft mit silbernem Fuß über den Strand oder sie kämpft im Sturm wie die Schlange in den Klauen eines Geiers; die See brüllt vor Hunger und dürstet nach Beute wie ein Raub-

tier; die See küßt den Strand, daß er zittert und glänzt wie in Verzückung. Das kühnste derartige Bild findet sich in der schönen Vergleichung der Zeit mit dem Meer, wo es heißt:

„O grundlos' Meer! Mit Jahren statt der Wellen!
O Zeitenflut! Die Wasser deines Wehs
Sind salzig von der Menschen Thränenquellen!
See küstenlos! die du in Ebb' und Flut
Die Grenzen alles Sterblichen vereinst,
Nach Beute heulst, sei satt gleich dein Gelüsten,
Ausspeist die Wracks an unnahbaren Küsten;
Verräterisch wenn still, schrecklich im Sturm,
Wer wird sein Segel dir vertrauen, wer?
Du unergründlich Meer!"

Neben dem lieblichen Anblick der See ist es vor allem die Grenzenlosigkeit, Öde und Einsamkeit derselben, die bei Shelley ein sympathetisches Echo finden. Er selbst erklärt an einer Stelle in „Julian and Madallo" bei Gelegenheit eines Spazierganges am Meer: „Ich liebe alle öden und einsamen Gegenden, wo wir uns der Lust hingeben dürfen, zu glauben, daß alles, was wir sehen, grenzenlos ist, ‚as we wish our souls to be'." Zwischen seiner Seele und der Meeresseele bestand, wie bei Byron, die innigste Wechselwirkung. Höchst merkwürdig ist in dieser Beziehung das Vorgefühl, ja die Vorhersagung seines tragischen Todes in den Wellen, die sich in seiner Elegie „Adonais" und in den „Stanzas written in Dejection near Naples" finden. In dem Keats Andenken gewidmeten Gedichte heißt es:

„Der Nachen meines Geistes wehet
Vom Ufer weit, weit von der feigen Menge,
Die nie im Sturm die Segel kühn gebläht;
Die schwere Erd', des Himmels Dom vergehet,
Ich treib' ins dunkle, Zagens voll, ungern;
Und helle aus des Himmels Tiefe spähet
Die Seele Adonais wie ein Stern,
Und zu der Ew'gen Heimat winkt er fern";

und an der letztgenannten Stelle spricht der Dichter den Wunsch aus, daß die See über seiner sterbenden Seele die letzte eintönige Melodie hauchen möge. Eingehende Erwähnung verdienen ferner noch zwei Gedichte Shelleys: „The Boat on the Serchio" und „The Vision of the Sea". Die beiden Dichtungen bilden einen

schroffen Gegensatz. In dem erstgenannten wird in launiger Weise und mit allem Zauber der Sprache und allem Enthusiasmus eines Seglers eine Bootfahrt beschrieben. Das kleine Fahrzeug schläft noch auf dem Strom; seine Segel sind wie Bilder in einem Traume unentfaltet;

„Dominic, the boatsman, has brought the mast
And the oars and the sails".

Es ist kurz nach Tagesanbruch. Die Sonne hat die Lerche und die Drossel geweckt und die bösen Träume wie eine Schar Krähen verscheucht. Lionel und sein Freund Melchior besteigen das Boot. Der Wind pfeift und zerzaust Dominics schwarze Locken. Der Ballast wird über Bord geworfen. Der Proviant in dem Back verschlossen.

„Sit at the helm, fasten the sheet, all ready!"

Fort geht's in den lachenden Morgen hinaus.

Je seltener wir bei Shelley den frohen Lebensgenuß in so reizender Weise geschildert finden, um so willkommener ist uns ein solcher Lichtblick. Ganz anders das zweite Gedicht, die rätselhafte „Vision of the Sea". Etwas Furchtbareres, Grauen und Bewunderung zugleich Erregenderes, als diese Beschreibung eines Schiffbruches, eine Beschreibung, die eher der krankhaften Phantasie eines Edgar A. Poe oder den Opiumträumen eines Coleridge entstammt zu sein scheint, dürfte die gesamte englische Litteratur nicht aufzuweisen haben. Nach vierzig Tagen Windstille unter den senkrechten Strahlen tropischer Sonne haben Fieber und „Pestilenz" die Mannschaft des unglücklichen Schiffes dezimiert. Halbtote haben die Toten den Haifischen zum willkommenen Futter vorgeworfen. Sieben sind übrig geblieben, davon werden sechs vom Blitz erschlagen und liegen nun geschwärzt wie Mumien [1]) unter dem Mast. Ebendaselbst haben zwei Tiger, die während des Sturmes ihrem Käfig entsprungen sind, Zuflucht gefunden. Sie kauern dicht neben einander und haben ihre Krallen tief in die Planken eingeschlagen. Die beiden einzigen lebenden menschlichen Wesen sind eine himmlisch schöne Frau und ein Säugling, den sie auf den Knieen hält. Sie sitzen am Steuer und

---

1) „And they lie black as mummies on which Time has written His scorn of the embalmer."

das Kindlein lacht über die Blitze und will mit den Tigern spielen. Da saust ein Orkan daher [1]). Das Schiff sinkt, und als der Morgen graut und das Meer unter blauem Himmel sich beruhigt [2]), ist nichts mehr übrig als ein Tiger, der im gräßlichen Kampfe mit einem Seeungetüm begriffen ist [3]), und die Frau, die sich mit der Linken krampfhaft an den letzten Rest des Wrackes anklammert, während die Rechte das Kindlein emporhebt. Da erscheint ein Boot, dessen Insassen auf den Tiger feuern. Immer tiefer sinkt das Wrack, während — [4])

Hier bricht das Gedicht plötzlich ab. Abgesehen von dem Unnatürlichen der Situation, zeigt sich in ihm Shelleys ganze Meisterschaft als Wortmaler. Der Dichter ließ eben seinen wildesten Phantasieen, seinen traumhaftesten Vorstellungen die Zügel schießen, während bei Byron der klare, logische Verstand vor einem Übermaß derart bewahrte. Gemäßigter und darum für den Leser genußreicher ist die schöne Bootfahrt des Dichters im „Alastor", wo die farbenreichste Beschreibung und die genaueste Beobachtung der Natur Hand in Hand gehen. Auch die große allegorische Dichtung „The Revolt of Islam" knüpft an eine Seefahrt an, und die zahllosen, die See beschreibenden Stellen derselben bieten angenehme Ruhepunkte für den durch die traumhafte Unbestimmtheit der Allegorie ermüdeten Leser. Als die Botschaft und Stimme der See wird hier wie bei Byron die Freiheit bezeichnet.

Gleichzeitig mit Byron und Shelley dichteten Scott, Keats und Procter. Der Verfasser des Romanes „The Pirate", obschon, wie bereits angedeutet [5]), seiner geistigen Eigentümlichkeit gemäß

1) Black like a cormorant; transversely dividing the stream of the storm.

2) Like passions made still by the presence of Love: tremoulous with soft influence.

3) Their hissings and screams crawl fast o'er the smooth ocean streams, like centipedes.

4) Das plötzliche Abbrechen scheint Wahl und nicht Zufall gewesen zu sein, da das Gedicht schon 1820 und zwar in dem Prometheusbande veröffentlicht wurde. Professor Dowden in Dublin, einer der ersten Shelleykenner, hält eine in der Vision versteckte Allegorie nicht für unmöglich.

5) Siehe oben S. 117.

mehr auf das Thun und Treiben der Menschen in längst vergangenen Zeiten angewiesen, als auf lyrische Naturbeschreibung, und hier wiederum mit Vorliebe der Hügellandschaft der Grenzgrafschaften Englands und Schottlands zugethan, beweist trotzdem und zwar namentlich in seinem Gedicht „The Lord of the Isles“, daß sein Gemüt der Poesie des Meeres nicht verschlossen blieb. Die abenteuerlichen Fahrten Robert Bruces an der wilden schottischen Westküste gaben ihm Gelegenheit zu vielen malerischen Schilderungen. Es ist charakteristisch für die mit der Ritterzeit und allem auf dieselbe Bezüglichen gleichsam gesättigte Phantasie Scotts, daß sie in Meeresbeschreibungen mit augenscheinlichem Behagen auf die Bilder aus jener Periode zurückgreift. Die schäumenden Wogen des Ozeans werden mit dem schäumenden Kriegsroß verglichen; das über die Wellen dahinfliegende Schiff mit dem seiner Leine entschlüpfenden Windspiel; die entgegengesetzten und im Kampfe zerstiebenden Strömungen mit zersplitternden Lanzen.

Scotts Vergleichung der Stimme des Meeres mit dem „Diapason“ ist älteren Dichtern entlehnt und schließt sich an Wordsworths „The mighty Harmonist“ an. Ausgeführt wurde das Bild dann durch Sir Aubrey de Vere [1]), der als die drei Töne des harmonischen Meeresaccordes anführt: die Wellen, den Wind und das Geschrei der Möwen. Überhaupt hat dieser Dichter in seiner „Coast Scenery“ betitelten Sonettensammlung neben manchem Gekünstelten doch auch manches Schöne und warm Empfundene zur poetischen Seelitteratur Englands beigetragen.

John Keats war eine ungleich tiefere Natur. Er, der Adonais in Shelleys Elegie, starb im jugendlichen Alter von fünfundzwanzig Jahren und hat uns trotz seines so kurzen Lebens herrliche Proben einer frühreifen, genialen, vom antiken Geiste erfüllten Dichternatur hinterlassen. Hier genüge es, auf die prächtige Beschreibung der unterseeischen Welt im Endymion [2]) hin-

1) Man muß zwei de Veres unterscheiden, Vater und Sohn. Der erstere, Sir Aubrey, starb im Jahre 1846. Er ist hauptsächlich als Dramatiker bekannt. Sein Sohn Aubrey Thomas ist ebenfalls Dichter und im Jahre 1814 geboren.

2) „Endymion“, III, 121 ff.

zuweisen, die sich dem oben erwähnten Traume Clarences in Shakespeares „Richard III.“ und einer ähnlichen Beschreibung unterirdischer Schätze in Shelleys „Prometheus Unbound“ würdig anreiht.

Die Begegnung Endymions [1]) auf dem Meeresboden mit dem greisen Meermanne Glaucus, der seine Lebensgeschichte erzählt, giebt Keats Gelegenheit zu einem an Byrons jugendliche Liebe für die See erinnernden reizenden Fischeridyll. Die begeisterte Anhänglichkeit an das Meer, als der Quelle aller Lust, alles Lebens und aller Thatkraft, die abenteuerlichen Bootfahrten, das Vergnügen des Schwimmens: alles dies und die tausenderlei Gedanken und Gefühle, die die Anschauung der See in ihren tausend Stimmungen in uns wachruft, finden wir kaum irgendwo anders eingehender und anziehender geschildert als in diesen Zeilen. Daß aber diese dem Glaucus zugeschriebene Liebe zum Element des Wassers nicht bloß ein geborgtes Gefühl war, sondern auch den Dichter selbst erfüllte, ersehen wir aus anderen Stellen seiner Gedichte [2]). Übrigens ist der ganze „Endymion“, wie wir es von einem solchen Gegenstande erwarten durften, voll von genial hingeworfenen Zeichnungen der See. Man könnte das Gedicht fast ein Verherrlichungslied der See nennen. Die Aufgabe derselben wird mit der heiligen Aufgabe reinigender, priesterlicher Waschung verglichen:

„Die Wasserwogen thun des Priesters Pflicht
Und waschen rings der Erde Küsten rein“;

oder der Dichter redet von der prophetischen Stimme des Meeres:

„Und wer sie hört,
Muß deß gedenken, was da war und sein wird.“

oder endlich bei ähnlichem Anlaß in den unübersetzbaren Zeilen:

„Wide Sea, that one continous murmur breeds
Along the pebbled shore of memory [3]).“

---

1) „Endymion“, III, 316ff.

2) Vgl. z. B. seine „Epistle to his Brother George“.

3) „Endymion“, II, 16f. In schwacher Übersetzung etwa:
„Die weite See erweckt ein langgedehntes Rauschen
Entlang der kieselreichen Küste der Erinnerung.“

Die Wahrheit und Schönheit dieser Worte, bis auf das geniale Adjektiv „pebbled“, wird niemand, der sich einmal dem Einfluß der See an stillen Sommerabenden hingab, leugnen können. Neben diesen tiefsinnigen Blicken in die Natur des Meeres fehlt es aber bei Keats auch nicht an Schwülstigem und übertriebenen und gehäuften Bildern [1]); doch war das bei einem so jugendlichen Dichter, dessen glühende Phantasie durch das Maßhalten reiferen Alters noch nicht geläutert worden war, kaum anders möglich.

Mit einem Hinweis auf Bryan Waller Procter, dessen Werke nicht nur manchen schönen Beitrag zur Seedichtung Englands enthalten, sondern vom „Geist des Meeres durchaus erfüllt“ sind, können wir die Vor-Viktoria-Periode zum Abschluß bringen [2]).

Aus der langen Reihe von Dichtern ersten und zweiten Ranges, die während der Regierung der Königin Viktoria der englischen Litteratur zu so hoher Blüte verhalfen, gedenken wir nur die folgenden mit Bezug auf unser Thema näher zu betrachten: Tennyson, R. Buchanan und Swinburne.

Alfred Tennyson wurde in Lincolnshire, jener östlichen flachen, von unzähligen Entwässerungsgräben durchzogenen, brückenreichen, hier und da mit ein paar Weiden und Pappeln bestandenen, prosaischen Grafschaft Englands geboren. Die Sanddünen und die ewige See im Osten und der Himmel über ihr gehörten mit zu seinen frühsten und tiefsten landschaftlichen Eindrücken. Die See sang ihm ihre Lieder an seiner Wiege als Kind, die See singt ihm ihre Lieder noch jetzt als Greis auf der schönen Insel Wight. Die See hat aber Tennyson auch sein ganzes Dichterleben hindurch begleitet, von jenem kleinen, unscheinbaren ersten Bändchen seiner Gedichte an, das von mehr als einem ton-

---

1) Vgl. „Endymion“, III, 68ff.

2) Bryan Waller Procter, ein Schulgenosse Byrons, schrieb unter dem Namen Barry Cornwall. In seinem Trauerspiel „Marcian Colonna“ findet sich eine Anrufung des Ozeans. Das an Shakespeare erinnernde, auf das ruhige Meer bezügliche Couplet ist von ihm:

„So mightiest powers by deepest calms are fed
And sleep, how oft, in things that gentlest be.“

Er starb im Jahre 1874, im vierundachtzigsten Lebensjahre.



angebenden Magazin hochmütig genug beurteilt wurde, bis zu den von der Welt gelesenen letzten Liedern des englischen Dichterkönigs.

Er kennt und liebt die See in allen ihren Stimmungen und zeichnet sie mit aller jener detaillierten Kenntnis und Beobachtungstreue, jener glänzenden Formvollendung und jenem zarten Reiz, der alle seine Lieder und Landschaftsbilder kennzeichnet: ob die „Nordlandwinde über die See her pfeifen"; ob das Sonnenlicht auf den Wellen tanzt „in bight and bay"; ob das „Mondlicht sich in den stillen Tümpeln wiederspiegelt, die die Flut am Strande zurückgelassen"; oder ob die „Wellen des Ozeans sich mit hohlem Geheul an der Felsenküste zersplittern" [1]); oder die „sanfte Welle eintönig an dem kalten, grauen Gestein zerrinnt".

In Tennysons Jugend nahm diese Liebe zur See zunächst eine phantastische Richtung an. Er singt vom „Kraken", jenem seit Jahrhunderten unter dem Meere schlummernden Seeungeheuer; von den Sirenen, die, ihre kleinen goldenen Harfen spielend, alles Falsche und Grausame der griechischen Sage verloren haben und den Seefahrer in schmeichelnder Neckerei zu sich einladen; vom Meermanne und dem wunderbaren, purpurnen Zwielicht, das ihn umgiebt, und seinen fröhlichen Spielen mit den Nixen, und endlich von der Meerjungfrau, die durch ihre Schönheit alles in Liebe sich unterwirft bis auf die Seeschlange [2]).

Derselben Periode gehört das im Balladenton gehaltene Gedicht: „Der Kapitän" an; es ist überschrieben: „Eine Sage der Marine."

Später wandte sich Tennyson vom Phantastischen ab, aber seine Liebe zur See blieb sich gleich. Sie zeigte sich jetzt in tieferer Weise. In allen Lebenslagen kommt er auf die See

1) Locksley Hall.
2) Dieses Ungetüm:

> „From his coiled sleeps in the central deeps
> Would slowly trail himself sevenfold
> Round the Hall where I sate, and look in at the gate,
> With his large calm eyes for the love of me."

Vgl. „The Mermaid".

zurück, als fände er in ihr ein Mitgefühl mit menschlichen Freuden und Leiden. Er vergleicht das ganze Leben mit einer Seereise [1]). Als das Schiff, das seinen Freund nach Süden entführt hatte, ohne ihn zurückkehrte, meinte er, die See müsse klagen, und beneidet den Fischerknaben um sein fröhliches Lied [2]). Vor allem hat er aber in „Enoch Arden" der treuen, schweigenden, christlich ergebenen Heldennatur eines Seemannes ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Das Gedicht ist durch mehrere treffliche Übersetzungen auch deutschen Lesern so bekannt, daß es überflüssig erscheinen dürfte, auf die meisterhaften landschaftlichen Skizzen tropischer und nordischer Natur, die homerische Einfachheit der Erzählung und den erhabenen Ton christlicher Ergebung, der das Ganze durchzieht, hinzudeuten. Als Seitenstück zu diesen längeren Gedichten dürfte sich hier am besten das kleine Lied „The Sailor Boy" anreihen, in dem ebenfalls die unerschrockene Natur des Seemannes geschildert wird, den weder der böse Zauber des Meeres noch das Schmeichelwort der Mutter von seiner Pflicht zurückzuhalten imstande ist. Tennyson hat drei Typen des modernen Lebens in drei längeren Gedichten behandelt: den Seemann in „Enoch Arden", den Landmann in „Dora" und den Buchhalter in „Sea-Dreams". Diese letztere ergreifende Dichtung spielt ebenfalls, wie der Titel andeutet, an der See, und die beiden Träume, um die sich die Erzählung dreht, knüpfen an die See an. Nicht weniger augenfällig ist der Einfluß des Meeres in der großen Sonettensammlung „In Memoriam". Das Schiff, das die teure Leiche des Freundes aus Italien heimbringt, wird angeredet; eine günstige Reise wird erfleht und Segenswünsche werden nach glücklicher Landung über dasselbe wie über ein lebendes, freundliches Wesen ausgeschüttet. Der Dichter hört die Stimme seines Freundes im Wasser und in der Luft.

Auch in den übrigen größeren Dichtungen zeigt sich dieser Seeeinfluß auf Tennysons Gemüt. „Maud" ist voll davon.

---

1) Vgl. „The Voyage".

2) Vgl. „To E. L. On his travels in Greece" und „In Memoriam."

In schönem Bilde wird die See hier „a silent sapphire-spangled marriage ring of the land" genannt. Mauds Hand gleicht dem Schaum der Wogen. In allen Stimmungen, in banger Erwartung, wo ringsum alles schweigt und schläft außer dem leisen Rauschen der Flut; im vollsten Sonnenschein des Glücks, wenn der Geliebte den Wellen die frohe Botschaft mitteilt, und endlich nach geschehener Schreckensthat, als der Flüchtling, Mauds Bräutigam, jenseits des Meeres am fremden Strande und in den Wundern desselben Trost zu finden hofft: überall nimmt der Dichter zum Meere seine Zuflucht wie zu einer Mutter, die am besten versteht, auf die Stimmungen ihres Kindes einzugehen. Ebenso in dem „Medley" betitelten Gedicht „The Princess", das uns eine Fülle von reizenden Seebildern und Seeliedern darbietet und daneben auch in den mit „God bless the narrow sea" beginnenden Zeilen die patriotische Seite hervorhebt.

Von der „iron coast" und den zornigen Wellen, die „roar rock-thwarted under bellowing caves" [1]); von den Schaumkatarakten des Sturmes bis zu dem

„Sweet and low, sweet and low,
Wind of the western sea [2])";

und bis zu den Wellen, die „up in a quiet cave, rolling slide and lying still [3])", reiht sich ein herrliches Wortgemälde an das andere, und des Meisters Hand nicht nur, sondern auch des Meisters Sympathie sind überall erkennbar. Dieser Seeliebe ist Tennyson auch im Alter treu geblieben. Sie pulsiert mit derselben Wärme in seinen neuesten Gedichtsammlungen: „Tiresias" (1885), „Locksley Hall and after" und „Demeter" (1890).

Von besonders charakteristischen Bezeichnungen und Schilderungen seien hier noch erwähnt die des Schaumes, der „barren" und „wasteful" genannt wird; Eigenschaftsworte, welche die in nichts zerfließende, trotz alles Lärms gleichsam frucht- und nutzlose Existenz des Schaumes trefflich malen und der Keatsschen

1) Vgl. „Palace of Art".
2) Vgl. „The Princees".
3) Vgl. „Elëanore".

„wayward indolence [1])“ kaum nachstehen; ferner die an eine winzige zerbrechliche, am Strande gefundene Muschel anknüpfenden metaphysischen Zeilen in „Maud“ [4]); der Gebrauch des Wortes „crisp“ oder „crisped“ für kleine Wellen und den am Ufer zerfließenden Schaum, womit nicht bloß die krause Form, sondern auch das eigentümliche knisternde Geräusch bezeichnet wird; die Wiederspiegelung der weißen Wellenköpfe im nassen Sande, ehe die Woge sich bricht, und endlich die Wunder des Regenbogens, die der „schön geschwungene“ Strand und die „schwebende“ Welle bergen [3]).

Von Tennysons Tragödien ist „Harold“ völlig im Geiste der alten, wilden, tapferen Seekönige geschrieben. Er weht uns entgegen aus Harold, dem wahrheitstreuen, der nach Thaten und Abenteuern dürstet wie „die Schwalbe im Herbst nach der Reise übers Meer [4])“; aus seinem Schiffbruch und der an Shakespeare erinnernden Scene mit den Fischern [5]) und aus Wulfnoths, des Gefangenen, Sehnsucht nach den weißen Klippen Englands und nach den Möwen, die über dem windbewegten Wasser hängen und die Luft erfüllen mit ihrem „freien Seegelächter [6])“.

Es ist eine lehr- und trostreiche Beobachtung, daß selbst bei Dichtern von durchaus verschiedenem Charakter, verschiedenen Gaben und verschiedenen Zielen diese Liebe zum Meere sich wiederfindet. Alle Gegensätze scheinen versöhnt in der gemeinsamen Anhänglichkeit an das Element, dem England seine Größe, der Dichter seine schönsten Bilder und seine tiefsten Ideen, und der von der Hast und dem Staub des modernen Lebens ermüdete Wanderer Ruhe und Gesundheit verdankt.

Von Tennyson bis Swinburne ist ein weiter Schritt. Zwischen beiden liegt ein Abgrund. Und doch, hier am Meere reichen sie sich die Hände und singen in schönem Einklang zum Preise des geliebten, vieltönigen Elementes.

---

1) So charakterisiert Keats den Schaum des Meeres.
2) Siehe „Maud“, II, 2, 1—4.
3) Siehe „The Mermaid“.
4) Akt I, 1.
5) Akt II, 1.
6) Akt II, 2.

Algernon Swinburne war der Sohn eines englischen Admirals und mag als solcher schon früh seinem Hang zur See nachgegeben haben. Seitdem hat er sich zu einer sehr hohen Stellung unter den lebenden, englischen Dichtern aufgeschwungen; eine Stellung, die man ihm mit um so größerer Bereitwilligkeit einräumen würde, wenn seine religiösen und politischen Ansichten mehr mit dem Konservatismus der Engländer übereinstimmten. Unbestritten ist dagegen Swinburnes Anspruch als unerreichter Meister der technischen Form. Er hat sich in den schwierigsten Versmaßen mit Erfolg versucht und hat außerdem von der Alliteration einen weitgehenden und in den meisten Fällen wirkungsvollen Gebrauch gemacht. Neben technischer Vollendung finden wir in seinen überaus zahlreichen, an die See gerichteten Liedern eine Leidenschaftlichkeit, die an Byron erinnert, und vielfach tiefe und originelle Gedanken. Was könnte schöner, malerischer und klangreicher sein, als die Beschreibung des Sturmes in den Worten:

„The noise of seaward storm that mocks
With roaring laughter from reverberate rocks
The cry from ships near shipwreck“;

etwa:

„Es spottet der heulende Sturm von der See herein
Mit brüllendem Lachen vom hallenden Stein
Des Schrei's von Schiffern dem Schiffbruch nah“;

oder die des ruhigen Wassers:

„The deep divine dark dayshine of the sea?“

„Der tiefe, göttlich dunkle Tagesschein der See.“

Hier decken sich Klang und Sinn auf das Vollkommenste. Ebenso in dem folgenden unnachahmlichen, allitterativen Verse:

„With chafe and change of surges chiming,
The clashing channels rocked and rang
Large music, wave to wild wave timing,
And all the choral water sang.“

„Wie Glocken tönen, vom Zorne gepackt,
Wogen die feindlichen Fluten in Klängen
Großer Musik. Welle mit wilder Welle im Takt
Tönen die Wasser in Chorgesängen.“

Swinburne hat die Personifikation der See auf die Spitze getrieben. Er vergleicht sie mit einem Harfenspieler oder er nennt sie die Schwester des Todes [1]). In dem prächtigen Liedercyklus „By the North Sea“ wird diese Vergleichung im Hinblick auf die Toten, die in der Meerestiefe schlummern, weiter ausgeführt. Die Töne der sturmgepeitschten Wellen tönen dem Dichter wie das Heulen hungriger Wölfe, oder wie das dumpfe Brüllen eines zum Tode verwundeten Löwen; immer neue, unerhörte, hin und wieder erkünstelte Bilder werden den alten angereiht, und es ist diese Überfülle, die uns den reinen Genuß an manchen der Swinburneschen Lieder versagt. Aber wie farbenreich und neu ist wieder die Schilderung des Sonnenaufgangs und wie fast zu sinnlich schön die Beschreibung der Lust des Schwimmers!

„Und strebet nach dem Schaum und teilt die Wogen
Mit Lachen, läßt den Leib vom Stapel wie ein Schiff
Dem Strom entgegen, und holt aus mit Macht,
Die liebevollen Arme weit geöffnet,
Als wollt' die helle Wellenbrust er drücken,
Und auf die Lippen jenen scharfen Kuß,
So süß und doch so kurz, den ihm die Wogen
Mit krausen Lippen augenblicks geboten;
So rein, wie einst am Tagesgrau'n der Schöpfung;
Und rauh erzitternd rings die helle See
Erglomm im Morgenlicht [2]).“

Wie prächtig die Beschreibung des kommenden Sturmes, wenn die See erschauert und tief aufseufzt, wenn das Grün derselben sich in eisengrau verwandelt und das sanfte Licht aus ihrem Antlitz schwindet! In demselben Gedichte, „Tristram of Lyonesse“ wird schließlich auch das Grab der beiden Liebenden, Tristrams und Iseults, beschrieben. König Mark, in Reue über seine That, hatte ihnen eine Kapelle und Grabstätte bauen lassen, aber im Laufe der Jahrhunderte war sie und Mauer und Turm von der mächtigen See verschlungen worden, und nun ruhen die beiden da, wo keines Menschen Auge, und weder Mond noch

1) Auch Walt Whitman, der amerikanische Dichter, liest in der Stimme des Meeres das Wort „Tod“.

2) Aus „Tristam of Lyonesse“.

Sonne sie erreicht; aber sie haben den Frieden, den nichts Lebendes völlig genießt, und die Ruhe, welche die Liebe nicht zu geben vermag:

> „So lang' es Tod und Leben giebt,
> Liegt ewig über ihnen her
> Das Licht, der Klang, die Dunkelheit vom Meer."

Swinburne betrachtet die See als seine Geliebte; ja, wie die Göttin der Liebe der See entsprang, so sind auch ihre „Liebkosungen sanfter als die des Schlafes", sie ist freundlicher als die Geliebte, die liebt und verrät, und trägt den Schwimmer in ihren starken Armen [1]). Die Lust und die Leidenschaft des Schwimmers ist ein immer wiederkehrendes Thema in des Dichters Liedern.

> „Die Augenblicksfreude des Schwimmers im Meer
> Bleibt, wie die Wahrheit, der Erinn'rung treu."

Oft auch malt er mit völlig neuen Farben und sein Auge beobachtet die eigentümlichsten Effekte. So beschreibt er den feurigen, meilenweiten Glanz der See während des Wetterleuchtens; den Nebel, der bei Einbruch der Nacht Land und See und Heide und Wiesenland gleichmäßig einhüllt, nur von dem „Schaum erhellt der fernen Wogen".

Kurzum, man dürfte in der neuesten Litteratur Englands kaum einen Dichter finden, der mit dem gleichen, ununterbrochenen Enthusiasmus und mit gleich großer technischer Begabung, die einem Sänger des ewig beweglichen, ewig veränderlichen, tönereichen Elementes so unumgänglich nötig ist, der See seine schönsten Lieder geweiht, und seine Leser so unaufhörlich darauf hingewiesen, was sie in der historischen Größe ihrer Nation wie in ihrer eigenen Charakterentwickelung den „murmurs and the scents of the infinite sea [2])" verdanken.

Unterstützt wird Swinburne, dieser Seedichter κατ᾽ ἐξοχήν, in größerem oder geringerem Maße von fast allen neueren Dichtern Englands. Die Solostimmen haben jetzt einem gewaltigen allgemeinen, vielstimmigen Chor Platz gemacht, an dem sich groß und klein mit Eifer beteiligen.

1) Siehe „A Swimmer's Dream" in „The New Review", Jan. 1890.
2) Matthew Arnold.

Vor allem hat uns Robert Buchanan, ein Schotte und selbst ein leidenschaftlicher Segler, in prächtigen Seebildern die Früchte eigener, liebevoller Beobachtung hinterlassen. Hervorragend ist die Sturmbeschreibung in seinem längeren Gedicht „Meg Blane“, worin die Rettung von Schiffbrüchigen durch ein heroisches Mädchen beschrieben wird. Buchanan liebt es, seine Schilderungen mit Seeleuten, Fischern und Fischerkindern dramatisch zu beleben. In der klaren Luft erscheinen die letzteren in der Entfernung wie winzige Mäuschen, die sich auf dem gelben Sande herumtummeln. Auch die See bevölkert er gern mit Möwen, Fischen und Seeungeheuern. Er ist meines Wissens der erste Dichter, der dem Hering, der sich unverdienterweise einen so höchst prosaischen Ruf erworben hat, poetische Gerechtigkeit widerfahren ließ.

„Und neben dem Wasser
Sah mein Geist die Fischer
Aufwärts schauen
Mit stummem Wunsch.
Und nur 'ne Meile zur See,
Verfolgt von den Möven,
Schoß der Hering vorbei
Feurigen Schwarmes.“

Oder an einer anderen Stelle:

„. . . und nah am Ufer
Sah er Legionen von Heringen blitzen,
Schnell, leuchtend, auf der Oberfläche scheinend
Wie Wetterleuchten, als sie hin und wieder
Und vor- und rückwärts schossen [1]).“

In maßvollerer Weise als Swinburne bedient sich Buchanan ebenfalls der Alliteration sowie der Personifikation; so in der schönen Stelle, wo er die See mit einer Mutter vergleicht, an deren Busen die wilden und zügellosen Wellenkinder sich zur Ruhe weinen; oder wo er in dem Seufzen der See das Seufzen abscheidender Seelen und in dem Klagen derselben das Weinen jüngst geborener Seelen sieht.

---

1) Aus dem Epos „Balder the Beautiful“. R. Buchanan wurde im Jahre 1841 geboren. Seine gesammelten Werke erschienen im Jahre 1874 in fünf Bänden.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir auch bei allen Dichtern zweiten Ranges, auf die die englische Dichtkunst des neunzehnten Jahrhunderts stolz ist, diesen Einfluß der See nachweisen. Doch können wir nicht umhin, zum Schluß mit wenigen Worten noch derjenigen unter ihnen zu gedenken, die in der Seedichtung eigentümliche Wege eingeschlagen haben. Dahin gehören besonders der auch als Maler bekannte Dante G. Rossetti, der mit dem Auge eines Malers die Farbeneffekte des Wassers und des Himmels besonders hervorhebt [1]). Daneben hat derselbe jedoch in seinem Gedicht „Sea-Limits“ von der Stimme des Meeres vielleicht das bedeutendste gesagt, was die modern-englische Litteratur aufzuweisen haben dürfte. Nachdem er von der Ähnlichkeit des Eindrucks der Wald- und der Seeeinsamkeit geredet, fährt er folgendermaßen fort:

„Lausche allein dem Meeresklang,
Lausche allein im Wald, dem weiten:
Die Stimmen der zwei Einsamkeiten
Sie singen Dir denselben Gesang!
Horch wo das Murmeln der Menschenmenge
Brandet und sinkt! Die Stimm' im Gedränge
Aus Wald und Woge schon zu dir drang!

Sammle die Muscheln am Strande, geh,
Leg sie ans Ohr und siehe, sie tönen
Dasselbe Geheimnis, dasselbe Sehnen,
Das Echo vom mächtigen Meersweh.
So ist die ganze Menschheit im Grunde
Nichts anderes, als was du bist zur Stunde,
Und alles in jedem sind Erd', Mensch und See.“

Ferner führen wir hier Matthew Arnold an, der in klassischer, leidenschaftsloser Form die See mit dem Auge eines christlichen Philosophen zu betrachten liebt. Er redet von der See des Glaubens, die einst voll und tief der Erde Küsten umschlang, jetzt aber dem Nachtwinde gehorsam, mit dumpfem, traurigem Klagen sich ebbend zurückzieht, in sich zusammenschrumpft, und weite Öden und nackten, unfruchtaren Kies zurückläßt [2]). Oder

1) Vgl. sein Gedicht „Sea Spell (for a Picture)“ und viele andere Stellen.

2) Siehe Arnolds „Dover Beach“.

er redet von denen, die die Fesseln des Hergebrachten abschütteln und sich, stolz auf ihre Freiheit, auf dem Ozean des Lebens einschiffen. Aber sie vergessen die seit Ewigkeit wehenden Passatwinde, und leiden, während sie ihren Kurs auf eine unmögliche Küste richten, traurigen Schiffbruch [1]).

Außerdem haben sowohl Arnold wie Kingsley die alte Balladendichtung mit manchem schönen Seeliede bereichert [2]); und ihnen reihen sich William Morris, Roden Noel, Edward Dowden, Th. Watts und andere mehr an, die alle mit besonderer Vorliebe das Lob des Meeres verkündigten [3]). Nicht weniger als fünf unabhängige Sammlungen von Seeliedern sind innerhalb der letzten wenigen Jahre erschienen [4]). Ja, als habe sich der Einfluß der See auf die englische Dichtung noch nicht erschöpft, hat sich derselbe jenseits des Ozeans, in Amerika und Australien, ebenfalls geltend gemacht. Longfellow schrieb außer seinem farbenreichen „Sea-Weed“ (Seegras) solch' lyrische Meisterstücke wie „The Sound of the Sea“, worin von der geheimnisvollen, prophetisch göttlichen Stimme der See die Rede ist; „The Secret of the Sea“, das jenes unergründbare, zum Menschenherzen redende Geheimnis der See besingt; „The Sea Diver“ und vor allem das Schillers Glocke nachgebildete Gedicht: „The Building of the Ship“. In seinen Versen an den Leuchtturm gebraucht Longfellow folgendes schöne Bild:

1) Siehe „A Summer Night“.

2) Siehe Arnolds „Forsaken Merman“ und Kingsleys volkstümliche Lieder: „Three Fishers“ und „The Sands of Dee“.

3) W. Morris (geb. 1834) in seinem „Doom of King Acrisius“ und „Ogier the Dane“; der Hon. Roden Noël in seiner „Sea Symphony“; Dowden, der Professor der englischen Litteratur an der Universität Dublin, in vielen gelegentlichen Gedichten; Theodor Watts in seinem „Light House Girl“; „A morning Swim in Guernsey“; „Ode to Mother Carey's Chickens“ u. s. w.; Lewis Morris in seinem „Anchored“. Siehe auch die Dichterinnen Felicia Hemans („Treasures of the Deep“) und Jean Ingelow.

4) Theod. Miller, Songs of the Sea, 1889. — A. Sergent, Songs of Sea Nymphs. — R. Leslie, Old Sea Wings, Ways and Words. — Mrs. Sharp, Sea Music, 1887. — W. G. Simms, Atalantis, a Drama of the Sea, 1889.

„Like the great giant Christopher it stands
Upon the brink of the tempestuons wave;
Wading far out among the rocks and sands
The night-o'ertaken mariner to save."

Im übrigen betont der Dichter die zivilisatorische Aufgabe der See, die den Menschen dem Menschen näher bringe. Edgar Allan Poe, der geniale aber beklagenswerte Dichter des „Raven" und der Meister auf dem Gebiet des Unheimlichen und Schrecklichen, schuf seine „City in the Sea", worin er mit der Einbildungskraft eines Doré die von tausend Toten erfüllte, von keinem Sonnenstrahl erreichte, versunkene Stadt schildert; Bret Harte, der Humorist, schlug in „Greyport Legend" den Balladenton an und besang die Möwe in einem reizenden kleinen Gedichte, betitelt „To a Sea Bird".

Endlich hat auch Walt Whitman in der ihm eigentümlichen, reimlosen Form mit mächtiger Stimme den Chor zum Preise des Ozeans, den seine Brüder in sangbarerer Form anstimmten, verstärken helfen [1]); während Bayard Taylor, der als Dichter und Übersetzer gleichen Ruhm genießt, in humoristischer, an Scheffel erinnernden Weise, die See als „lustigen Kameraden" besingt.

An diese nur beispielsweise angeführten amerikanischen Dichter schließt sich Henry Kendall, ein Australier an, der mit interessanter lokaler Färbung das allgemein menschliche Interesse der See zu verbinden weiß.

Hiermit hätten wir unseren Überblick mit Bezug auf unser Thema vollendet; ein Überblick, der, wenn er auch auf erschöpfende Vollständigkeit keinen Anspruch zu erheben imstande ist, doch geeignet und genügend sein dürfte, zu zeigen, welchen Einfluß die See von altersher auf die englische Litteratur ausgeübt hat.

Die See ist Englands Größe. Wie der Deutsche mit Recht auf seine Wander-, Wald- und Soldatenlieder stolz ist, so der Engländer auf seine zahllosen, in Reim und Prosa ertönenden Päane jener Größe. Von Cynewulf bis Tennyson war die See

1) Vgl. seine „World below the Brine", „After the Sea Ship", „Out of the Cradle endlessly rocking" u. a.



des englischen Barden dankbarster Gegenstand; ihr hat er mit größter Hingebung und gewissenhaftester Aufmerksamkeit gelauscht. Sturm, Wogen, Schaum und Brandung; Ebbe und Flut; Küste, Inseln und Höhlen; Seegras und Seeblumen; die Schätze und die Ungeheuer der Tiefe; das Schiff in allen seinen Teilen vom Mastkorbe bis zum Kompaß; die fliegenden Fische, Möwen und Delphine; das durchsichtige Grün des Wassers und das phosphoreszierende Leuchten; das Brausen des Sturmes und das Murmeln und Plätschern der Wellen und endlich die symbolische Bedeutung des Meeres als Kleid des Ewigen, als die Erscheinung und der Thron Gottes, als die See des Geistes, des Glaubens, der Freude, des Elendes, der Sorge und der Wonne: nichts ist vergessen. Der englische Dichter singt, gleichsam aus Dankbarkeit für den Schutzgürtel des grünen Wassers, der seine Insel umgiebt, vom Geringsten und Höchsten, von allem, was das Herz eines „Seemannes" bewegt und erhebt.

Der Einfluß der Natur auf die Dichtkunst ist stets eine erfreuliche Thatsache. Wo der Dichter nur aus den Tiefen (oder Untiefen) seines eigenen Herzens und Verstandes schöpft, da nehmen seine Lieder in Form und Gehalt nur zu oft einen trüben, krankhaft-verstimmten Ton an. Der Einfluß der Natur ist ewig rein, ewig neu, ewig erhebend: und eine Litteratur, die der erfrischende, salzige und vor allem Verrotten bewahrende Odem des Meeres durchweht, muß gesund und in ihrer Mannhaftigkeit, — wie denn das Meer mit seinen Gefahren von jeher die Entwickelung der Mannhaftigkeit im Charakter der Anwohner begünstigte —, besser imstande sein, den tausend verderblichen Einflüssen, denen die Dichtkunst in unserem zerfahrenen, genuß- und maschinensüchtigen Jahrhundert ausgesetzt ist, die Stirne zu bieten.

Anhang.

I.

Zu Seite 129:

„A Shipman was there, woned fer by West [1]);
For ought I wote, he was of Dertemouth [2]).
He rode upon a rouncie [3]), as he couthe,
All in a goune of falding [4]) to the knee.
A dagger hanging by a las [5]) hadde hee
About his necke under his arm adoun.
The hote sommer hadde made his hewe [6]) al broun.
And certainly he was a good felaw.
Ful many a draft of win he hadde draw [7])
From Burdeux ward, while that the chapmen [8]) slepe
Of nyce conscience took he no kepe [9]).
If that he faughte, and hadde the heigher hand,
By water he sente hem hoom to every land.
But of his craft to reckne wel his tydes,
His stremes and his daungers him bisides,
His herbergh [10]) and his mone, his lodemenage [11]),
Ther was non such from Hulle to Cartage.
Hardy he was and wys [12]) to undertake;
With many a tempest hadde his berd ben shake.
He knew wel alle the havenes, as thei were,
From Gootlond to the cape of Fynistere,

[1]) Er lebte weit im Westen. [2]) Dartmouth. [3]) Gaul. [4]) rauhes Tuch (Fries). [5]) Gürtel. [6]) Gesichtsfarbe. [7]) Geschmuggelt. [8]) Supercargo. [9]) Nach einem reinen Gewissen fragte er nicht viel. [10]) Hafen. [11]) Kenntnis als Lotse. [12]) Geschickt.

And every cryke [1]) in Bretagne and in Spayne;
His barge y-cleped [2]) was the Maudelayne [3])."

Chaucer.

Zu Seite 132:

„He cryde as raging seas are wont to roar
When wintry storme his wrathful wreck does threat,
The rolling billowes beate the ragged shore,
As they the earth would shoulder from her seat,
And greedy gulfe does gape, as he would eat
His neighbour element in his revenge:
Then 'gin the blustring brethren boldly threat
To move the world from off his steadfast henge,
And boistrous battaile make each other to avenge."

Spenser, Faerie Queen I, 11 21.

Zu Seite 130:

„As when two billowes in the Irish sowndes
Forcibly driven with contrarye tydes
Do meete together, each aback rebowndes
With roaring rage: and dashing on all sides,
That filleth all the sea with fome, divydes
The doubtful current into dyvers wayes,
So fell . . .

Ibid. IV, 1, 42.

Zu Seite 130:

„Like as the tyde, that comes from the Ocean mayne,
Flows up the Shenan with contrarie forse
And overruling him in his owne rayne,
Drives back the current of his kindly course
And makes it seeme to have some other sourse;
His borrowed waters forst to redisbourse,
He sends the sea his owne with double gaine
And tribute eke withall, as to his Soveraine."

Ibid. IV, 3, 27.

Zu Seite 131:

First Sailor. What courage, sir? God save you!
Pericles. Courage enough: I do not fear the flaw
It has done to me the worst. Yet for the love
Of this poor infant, this fresh-new sea-farer,
I would it would be quiet.

[1]) Kleine Bucht. [2]) Genannt. [3]) Magdalene.

First Sailor. Slack the bolins there; thou wilt not, wilt thou?
Blow and split thyself.
Second Sailor. But sea-room, an the brine and cloudy billow kiss the moon, I care not.
First Sailor. Sir, your queen must overboard; the sea works high; the wind is loud and will not lie till the ship be clear 'd of the dead.
Pericles. That's your superstition.
First Sailor. Pardon us, Sir; with us at sea it has been still observed, and we are strong in custom. Therefore briefly yield her for she must overboard straight.
Pericles. Be it as you think meet.

„Pericles“ III.

Zu Seite 135:

„Oft on a plat of rising ground
I hear the far-off curfew sound,
Over some wide-watered shore
Swinging slow with sullen roar.“

Milton, Il Penseroso 73—76.

„Yet winds to seas
Are reconciled at length and sea to shore:
Thy anger unappeasable, still rages,
Eternal tempest never to be calmed.“

Milton, Samson 961 ff.

Zu Seite 149:

„Majestically slow before the breeze
In silent pomp she marches on the seas.“

Falconers „Shipwreck“.

Zu Seite 147:

„Thou tempest-born in body and in mind,
His young eyes opening on the ocean-foam
Had from that moment deem'd the deep his home,
The giant-comrade of his pensive moods,
The sharer of his craggy solitudes,
The only Mentor of his youth.“

Byron, The Island II, 8.

Zu Seite 140:

„Unfathomable Sea! whose waves are years!
Ocean of Time, whose waters of deep woe

Are brackish with the salt of human tears!
Thou shoreless flood, which in thy ebb and flow
Claspest the limits of mortality
And sick of prey, yet howling on for more
Vomitest thy wrecks on its inhospitable shore!
Treacherous in calm and terrible in storm,
Who shall put forth on thee,
Unfathomable sea?“

P. B. Shelley.

Zu Seite 142:

„It is a beauteous evening, calm and free
The holy time is quiet as a Nun
Breathless with adoration: the broad sun
Is sinking down in its tranquillity;
The gentleness of Heaven broods o'er the Sea
Listen! the mighty Being is awake,
And does with his eternal motion make
A sound like thunder everlastingly.

Wordsworth.

„I could have fancied that the mighty Deep
Was even the gentlest of all gentle things.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Not for a moment could I now behold
A smiling sea and be what I have been.

Wordsworth, Elegiac Stanzas on a picture of Peel Castle.

Zu Seite 160:

„And toward the foam he bent and forward smote
Laughing and launched his body like a boat
Full to the sea-breach, and against the tide
Struck strongly forth with amorous arms made wide,
To take the bright breast of the waves to his
And on his lips the sharp sweet minute's kiss
Given of the wave's lip for a breath's space curling
And pure as at the day-dawn of the world;
And round him all the bright, rough shuddering sea
Kindled.

Swinburne, Tristram of Lyonesse.

Zu Seite 163:

„Listen alone beside the sea,
Listen alone among the woods;

Those voices of twin solitudes
Shall have one sound alike to thee:
Hark where the murmurs of thronged men
Surge and sink back and surge again: —
Still the one voice of wave and tree."

Zu Seite 163:

„Gather a shell from the strown beach
And listen at its lips: they sigh
The same desire and mystery,
The echo of the whole sea's speech,
And all mankind is thus at heart
Not anything but what thou art:
And Earth, Sea, Man are all in each."

G. Dante Rossetti.

Zu Seite 165:

„Like the great giant Christopher it stands
Upon the brink of the tempestuous wave;
Wading far out among the rocks and sands
The night-o'ertaken mariner to save."

Longfellow, The Lighthouse.

II.

Die englische Dichtkunst ist wörtlich genommen ein Kind der See. Wenn wir vom „Beowulf" absehen, einem Werke, das kaum als der Anfang der speziell englischen Litteratur angesehen werden kann, so finden wir, daß Caedmon der Mönch sein großes geistliches Gedicht, den Vorläufer von Miltons „Verlorenem Paradies", in einer Seegrafschaft Englands am Ufer des Meeres schrieb (ca. 670). Über dem kleinen, nach der Landseite hin abgeschlossenen Hafen von Whitby erhebt sich, in die See vorspringend eine drohende Klippe. die einst das berühmte Kloster der Äbtissin Hilda trug. Hier auf diesem von den Wellen gepeitschten und von Stürmen umsausten Flecken Erde war der Geburtsort der englischen Poesie; und des ehrlichen Caedmon Gedicht verleugnet diesen Ursprung nicht. In demselben Northumberland lebte etwa ein Jahrhundert später Cynewulf, der größte der nordischen Dichter des damaligen England. Sein Lied „The Seafarer" [1]) atmet neben

1) Siehe H. Morley, English Writers, Bd. II, 20—26. Doch scheint Cynewulfs Autorschaft bestritten.

der darin enthaltenen religiösen Symbolik dieselbe magische Anziehungskraft, welche das Meer auf die alten Angeln, Sachsen und Dänen ausübte. Zwischen Tennyson und Cynewulf liegen über tausend Jahre, und doch klingen in dem „Sailor Boy" des ersteren und dem „Seafarer" des letzteren dieselben Töne wieder, ja es findet sich eine fast wörtliche Übereinstimmung. Der Vergleichung wegen fügen wir die beiden Gedichte nebeneinander bei:

„Seafarer".

„There is no man among us
So proud in his mind
Nor so good in his gifts
Nor so gay in his youth,
Nor so daring in deeds
Nor so dear to his Lord,
That his soul never stirred
At the thougt of seafaring.

He hears not the harp
Heeds not giving of rings
Has to woman no will,
And no hope in the world.
Nor in aught there is else
But the wash of the waves.
For my will to Master's pleasure
Is warmer than this dead life
That is lent us on land.

He worked ere he went his way,
When on earth against wiles of the foe
With brave deeds overcoming the devil."

„Sailor Boy".

„He rose at dawn and, fired with hope,
Shot o'er the seething harbour-bar,
And reached the ships and caught the rope,
And whistled to the morning star.

And while he whistled long and loud
He heard a fierce mermaiden cry,
‚O boy, tho' thou art young and proud,
I see the place where thou wilt lie.

The sands and yeasty surges mix
In caves about the dreary bay,
And on thy ribs the limped sticks,
And in thy heart the scrawl shall play.

‚Fool', he answered', death is sure
To those that stay and those that roam,
But I will nevermore endure
To sit with empty hands at home.

‚God help me! save I take my part
Of danger on the roaring sea,
A devil rises in my heart
Far worse than any death to me'.',

III.

Die früheste englische Seeballade.

Aus der Zeit Heinrichs VIII.

„Men may leave all games
That sailen to Saint James [1]);

[1]) Zahlreiche Pilgerscharen wallfahrteten alljährlich zum Altare des heiligen Jakobus in Compostella.

For many a man it grames [1])
When they begin to sail.

For when they have take the sea,
At Sandwich, or at Winchelsea,
At Bristol, or where that it may be,
Their hearts begin to fail.

Anon the master commandeth fast,
To his shipmen in all the hast,
To dress them soon about the mast,
Their tackeling to make.

With ‚howe!' ‚hissa!' then they cry,
‚What, howte! mate, thou stand'st too nigh,
Thy fellow may not haul thee by';
Thus they begin to crake [2]).

A boy or twain at once up-styen
And over thwart the sail-yard ly'en
‚Y-how! taylia!' the remenant cryen,
And pull with all their might.

‚Bestow the boat, boat-swain, anon,
That our pilgrims may play thereon;
For some are like to cough and groan
Ere it be full midnight.'

‚Haul the bow-line! now vere the sheet! —
Cook, make ready anon our meat,
Our pilgrims have no lust to eat,
I pray God give them rest.'

‚Go to the helm! What ho! no near?
Steward, fellow! a pot of beer!'
‚Ye shall have, Sir, with good cheer,
Anon all of the best."

‚Y-howe! trussa! haul in the brayles!
Thou haul'st not, by God, thy fayles,
O see how well our good ship sails!'
And thus they say among.

‚Haul in the wartake!' ‚It shall be done.'
‚Steward, cover the board anon
And set bread and salt thereon
And tarry not too long.'

[1]) Das deutsche „Grämen". [2]) Schreien.

Then cometh one and saith, ‚Be merry
Ye shall have a storm or a pery [1]).‘
‚Hold thou thy peace! thou canst no whery,
Thou meddlest wonder sore.‘

Thus meanwhile the pilgrims lie,
And have their bowls fast them by,
And cry after hot malvesy [2]),
‚Thy help for to restore.‘

And some would have a salted toast,
For they might eat neither sode [3]) nor roast
A man might soon pay for their cost,
As for a day or twain.

Some laid their bookes on their knee,
And read so long they might not see,
‚Alas, mine head will cleave in three!‘
Thus saith another certain.

Then cometh our owner like a lord,
And speaketh many a royal word,
And dresseth him to a high board,
To see all thing be well.

Anon he calleth a carpenter,
And biddeth him bring with him his gear,
To make the cabins here and there,
With many a feeble cell.

A sack of straw were there right good,
For some must lie them in their hood;
I had as lief be in a wood,
Without meat or drink.

For when that we shall go to bed,
The pump is nigh our bedes' head,
A man were as good to be dead,
As smell thereof the stink.“

1) Windstoß. 2) Malvasier. 3) Gesottenes.

Namenregister.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.


606833
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

